

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 20

Felix Fechenbach

Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Frank Meier



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 20

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem
Förderverein Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden
Band 20

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile des-
selben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in an-
deren als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im AISTHESIS VERLAG AV
© 2009 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-89528-751-0
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Printed in Germany

Inhalt

Die Revolution in München	9
Über Kurt Eisner	9
Der Sturm auf den „Franzl“	10
Das Mädchen mit der roten Schärpe	11
Die königliche Unterhose	13
Die Ermordung Kurt Eisners	15
Das Zuchthaus	17
Die erste Nacht	17
Sträfling Nummer 63	21
Zehn Jahre später	27
Ausklang	32
Fabeln	35
Der Krieg der Tiere	35
Revolution im Zoo	36
Wolf und Hund	38
Justizkritik	41
Politische Justiz	41
Der Fall Wandt	45
Der Klapperstorch und der Staatsanwalt	49
Die Straßen und Gossen Berlins	53
Von Tür zu Tür	53
„Trink, Brüderlein, trink ...“	58
Im Keller der Entwurzelten	62
Die Toten klagen an	66

Der Kasperl	68
Kasperle im Asyl für Obdachlose	68
Genosse Kasperle	70
Kasperl als Lehrbub – Ein Puppenstück	73
Geschichte und Geschichtchen	82
Die schlesischen Weber einst und jetzt	82
Frauen in schwerer Zeit	92
Porkus	96
Lippe-Detmold – eine wunderschöne Stadt	100
Der Kampf gegen die Nazis in Lippe	106
Die Kolumne <i>Nazi-Jüskén</i> vom 5. Juli 1932	106
Jagt den Nazi-Spuk zum Teufel!	110
Die Kolumne <i>Nazi-Jüskén</i> vom 14. Januar 1933	118
Felix Fechenbachs letzter Artikel	121
Über Felix Fechenbach	124
Kurt Tucholsky: <i>Stimmen in der Nacht</i>	124
Carl von Ossietzky: <i>Fechenbachs Zuchthausbuch</i>	125
NSDAP, Bezirk Lippe: Flugblatt gegen Fechenbach	126
Lippische Landeszeitung: <i>Bewegtes Straßenbild in Detmold</i>	128
Oskar Maria Graf: <i>In memoriam Felix Fechenbach</i>	131
Nachwort	136
Textnachweise	151
Abbildungsnachweise	153



Felix Fechenbach im Jahr 1926
(Landesarchiv NRW,
Abteilung Ostwestfalen-Lippe, Detmold)

Die Revolution in München

Über Kurt Eisner

(Auszug aus: *Der Revolutionär Kurt Eisner*)

Ich habe Kurt Eisner erst während seiner Münchener Jahre kennen gelernt, und die Zeit, die ich mit ihm verbringen durfte, gehört zu meiner erhebensten und erlebnisreichsten.

Ob ich einen seiner fein durchdachten Vorträge in Versammlungen der sozialistischen Jugend, in Veranstaltungen des Bildungsausschusses der Partei und der Gewerkschaften oder in den Diskussionsabenden hörte, ob ich nach Versammlungen gemeinsam mit anderen Freunden mit ihm im Gespräch zusammen war, es war immer etwas ganz Besonderes, einen Abend mit Kurt Eisner verbringen zu können.

Und dann später der offene Kampf gegen den Krieg, der Munitionsarbeiterstreik, die Tage der revolutionären Erhebung im November 1918! Da wurde die Idee wirklich, dass zwischen Gedanken und Tat kein Widerspruch und kein Zeitraum stehen dürfen.

Das war es dann auch, was mich ihm politisch und persönlich so nahe brachte: das Abstreifen der Lebensangst, das Wegwerfen der Sorge um die Existenz, die leidenschaftliche Hingabe an die Idee, die große, reine, opfernde Leidenschaft, von der Kurt Eisner erfüllt war, die er bei anderen gesucht und in ihnen entflammt hat.

Der Sturm auf den „Franzl“

„Auf zum Franzl“, schallte es durch die Menge, als am 7. November 1918 in München schon alle Kasernen in der Hand der Arbeiter und Soldaten waren. Der „Franzl“, das war die Militärarrestanstalt. Und wie ein Lauffeuer ging's durch die aufgeregten Massen: „Zum Franzl, zum Franzl!“ Da gab's kein Halten. In breitem Strom, die ganze Straße einnehmend, wälzte sich's zur Leonrodstraße. Der leichte Lattenzaun vor dem Haus mit den vergitterten Fenstern hielt dem Ansturm nicht stand. Aber die schwere Eingangstür war verriegelt. Die Menge tobte, die Gefangenen sollten freigelassen werden! Die hinten standen, drängten nach vorne. Die in der vordersten Reihe wurden gegen die Tür gepresst. Aufgeregte Rufe schallten über die Köpfe. Da, ein Schuss!

Er kam von drinnen durchs Fenster. Ein einziger Wutschrei gellt aus der andrängenden Menge. Gewehrkolben werden von schwieligen Fäusten gegen die schwere Tür geschwungen. Nach wenigen Schlägen gibt sie nach. Die Vordersten dringen ein. Ein Feldwebel, den Revolver in der Hand, steht hinter der aufgebrochenen Tür. Er wird niedergeschlagen. Besonnene springen herzu, tragen den Verwundeten ins Wachzimmer. Dann beginnt ein aufgeregtes Suchen nach den Zellschlüsseln. Sie sind nirgends zu finden. Auch die Aufseher sind verschwunden. An ihnen hatte so mancher sein Mütchen kühlen wollen. Aber nicht ein einziger Aufseher lässt sich blicken.

„Die haben sich verzogen“, meint einer der Suchenden. Wie nun die Gefangenen aus den Zellen bringen? Rasch ist Hilfe geschaffen. Die Gewehrkolben, die im Felde so manche Tür geöffnet haben, müssen als Zellschlüssel dienen. Schwere Schläge wuchten gegen die Zellentüren und bringen den Häftlingen die Freiheit. Keiner wird gefragt, wer er ist, warum er hier unfreiwillige Gastfreundschaft genießt. Alle, die in den Zellen sind, werden befreit.

Zwei Tage nach dem Sturm auf den „Franzl“ wurde es offenbar, wo die Aufseher an jenem kritischen Tag waren. Sie hatten vermutet, dass man sie nicht allzu freundlich behandeln werde und zu ihrer Rettung folgenden Plan durchgeführt: Alle legten ihre Dienstmützen, Leibriemen und Seitengewehre ab, sodass sie sich in nichts von den Militärhäftlingen unterschieden. Der Feldweibel sperrte jeden Einzelnen in eine Zelle und verschloss sie wieder. Dann waren die Stürmenden gekommen, hatten die Zellen aufgeschlagen, die Häftlinge befreit und damit auch ... die Aufseher.

Das Mädchen mit der roten Schärpe

Sie stand auf der breiten Treppe, die hinaufführt zum großen Saal des *Mathäuserbräu* in München und hatte eine rote Schärpe um die Hüften. Auf der dritten Stufe von unten stand sie und hielt in der linken Hand eine wallende, rote Fahne, den Schaft auf die Treppe gestützt. Wer durch die große Glastür kam, wandte sich an sie, als müsste das so sein, und jeder bekam Auskunft oder wurde zum Arbeiter- und Soldatenrat gewiesen, der vor einer Stunde erst oben im Saal gewählt worden war.

Es war die Nacht vom 7. zum 8. November 1918. Draußen vor der großen Glastür war lautes Treiben. Lastautos mit Gewehren und Munition fuhren an. Soldaten und Arbeiter kamen, wurden bewaffnet, zu kleinen Trupps zusammengestellt und marschierten ab zur Besetzung öffentlicher Gebäude. Patrouillenautos wurden ausgerüstet und fuhren mit lautem Geratter über das holprige Pflaster des Hofes auf die Straße.

Und auf der Treppe stand immer noch das Mädchen mit der roten Schärpe. Die Ereignisse des Tages hatten sie in glühende Erregung versetzt. Es war der größte und erlebnisreichste Tag ihrer 18 Jahre.

Mittags war sie auf der Theresienwiese gewesen, mitten unter der Masse schaffender Menschen, Frauen und Männer, die hier zusammenströmten, ihren politischen Willen kundzutun. Aber es galt heute mehr. Man fühlte es deutlich. Eine schwere, ungelöste Spannung lag über allem. Entscheidung wurde erwartet.

Da schleuderte ein Redner den Feuerbrand in die Menge: „Viereinhalb Jahre lang haben wir geredet. Aus Angst um unser bisschen Leben haben wir das Leben verloren! Jetzt ist nicht mehr Zeit zum Reden, es gilt zu handeln!“

Im nächsten Augenblick stand ein junger Soldat neben ihm: „Genossen! Man hält die Soldaten in den Kasernen zurück! Man hat scharfe Munition ausgegeben!“ Wie ein Peitschenhieb wirkte das. Die Masse brüllte auf, als sei sie geschlagen worden. Und als der Soldat weitersprach, klang es fast wie ein Befehl: „Auf zu den Kasernen! Es lebe die Revolution!“

Es war, als hätten alle nur auf dieses Signal gewartet. Die Masse geriet in Bewegung, wogte. Der Ruf „Zu den Kasernen!“ pflanzte sich fort, hallte tausendfach wieder, und die ganze Straße einnehmend schob sich ein breiter Menschenstrom ins Kasernenviertel.

Das Mädchen mit der roten Schärpe war bei den Vordersten. Ihr Herz schlug vor froher Erregung in rasendem Tempo. Sie darf mit dabei sein, wo das Volk für seine eigene Sache streitet! Vielleicht kommt es zu Kämpfen? Wird sie verwundet werden, wird sie fallen? Blitzschnell schossen ihr diese Fragen durch den Kopf. Aber sie drängte sie sofort zurück, gab sich ganz dem Taumel der Begeisterung hin, der sie erfasst hatte. Heiß jagte ihr der Blutstrom durch die Adern, und ein über das andere Mal rief sie: „Nieder mit dem Krieg! Es lebe die soziale Republik!“ Und stürmisches Echo kam aus der vorwärts drängenden Menge.

So war sie mitgezogen, von Kaserne zu Kaserne, zur Militärarrestanstalt und zum Telegrafenamtsamt. Und am Abend stand sie dann mit ihrer roten Fahne auf der Treppe zum Hauptquartier im *Mathäuserbräu*.

Niemand hatte sie beauftragt. Sie stand einfach da, freute sich des raschen Sieges, dachte daran, wie morsch doch das Alte gewesen sein musste, dass es so ohne jede Gegenwehr zerbrach vor dem Massenschritt, der einer neuen Zeit den Weg bahnte. Ihre Gedanken wurden oft zerrissen von Kommenden, die eine Auskunft verlangten oder zum Soldatenrat wollten. Aber sie war so erfüllt von dem, was geschehen, so siegesberauscht, dass sie nach jeder Auskunft, die sie gegeben, immer wieder ihre Gedanken weiterspann. Die Siegesfreude leuchtete ihr aus den Augen. Und sie achtete des frostigen Luftzugs nicht, der bei jedem Türöffnen vom Hof hereinstrich und ihr schwarzes Haar zauste. Viele Stunden stand sie da, nur leicht bekleidet mit einem dunklen Tuchrock, einer weißen Bluse und der roten Schärpe um die Hüften.

Am nächsten Morgen zwang sie hohes Fieber zu Bett. Die Nacht auf der zugigen Treppe hatte ihr eine schwere Lungenentzündung eingebracht. Im Fieberdelirium erlebte sie noch einmal den Kasernensturm. Sie hat nur den Tag des Sieges gesehen. Was nachher kam, blieb ihr erspart. Als man ein paar Tage später das Mädchen mit der roten Schärpe zu Grabe trug, klangen hinter ihrem Sarg die Schritte der Frauen und Männer der Arbeit, die einer neuen Zeit die Wege bahnen.

Die königliche Unterhose

Der letzte Bayernludwig war im Gegensatz zum bayerischen König seines Namens ein geiziger Knicker. Das pfffen in München die Spatzen von den Dächern. Und zuweilen trieb der königliche Geiz höchst unkönigliche Blüten.

Am 7. November 1918 war Ludwig III. per Auto Hals über Kopf aus München abgereist. Er konnte ja nicht

wissen, dass die Revolution den Fürsten kein Haar krümmen würde.

Wenige Tage nachher wurde im Vorzimmer des neuen bayerischen Ministerpräsidenten „eine Dame aus der Umgebung Seiner Majestät“ angemeldet, die den Ministerpräsidenten zu sprechen wünschte. Man ließ sie eintreten.

Sie war kaum über 20 Jahre alt, hatte ein hübsches Gesichtchen und war gut gekleidet. Vor Angst zitterte sie am ganzen Körper. Ihre Aufgeregtheit ließ sie kaum ein Wort hervorbringen. Es kostete einige Mühe, die königliche Abgesandte zu beruhigen. Nachdem sie endlich zaghaft Platz genommen hatte, begann sie, stockend, mit leiser Stimme, ihr Anliegen vorzutragen.

„Es ist doch bekannt, dass Seine Majestät vor einigen Tagen gezwungen waren, München in aller Eile zu verlassen. Das war so plötzlich gekommen, dass sich nicht einmal Zeit fand, auch nur die allernötigste Leibwäsche mitzunehmen. Ich möchte deshalb fragen, ob es gestattet ist, für Seine Majestät etwas Leibwäsche aus dem Wittelsbacher Palais abholen zu lassen.“

Ich, der ich als Sekretär des Ministerpräsidenten diese Unterhaltung führte, biss die Zähne aufeinander, um nicht in heftiges Lachen auszubrechen. Jetzt, da es um den Thron der Wittelsbacher ging, wurde dieser König von der Sorge um seine Unterhosen beunruhigt! Das unkönigliche Verlangen wurde dem Ministerpräsidenten vorgetragen, und der abgesetzte Wittelsbacher bekam die Erlaubnis, sich seine Leibwäsche aus München abholen zu lassen.

Während die Abgesandte des Königs ihr Verlangen vorgebracht hatte, war ein Ministerialbote gekommen, der Akten überbrachte. Er hatte gehört, um was sich das Gespräch drehte. Als nun das Mädchen zum Ministerpräsidenten ging, gab der im bayerischen Dienst ergraute Bote seinem Mitgefühl mit folgender Bemerkung Ausdruck: „Ja mei, unser König, der alte Mann, der hat eine Angst ausstehen müssen. Da glaub' ich schon, dass der eine neue Unterhose braucht!“

Die Ermordung Kurt Eisners

(Auszug aus: *Der Revolutionär Kurt Eisner*)

Als Eisner am Vormittag des 21. Februar gegen zehn Uhr vom Ministerium ins Landtagsgebäude ging, um dort den Rücktritt der Regierung zu erklären, baten ihn seine Freunde, er möge nicht über die Straße, sondern durch den *Bayrischen Hof* gehen, dessen rückwärtiger Ausgang gegenüber dem Landtagsgebäude liegt. Eisner weigerte sich entschieden. Minister Unterleitner und ich wiesen nochmals auf die durch die Presse hervorgerufene Hassstimmung hin und auf die vielen Drohbriefe, die er in den letzten Tagen bekommen habe.

Vergebens. Eisner bestand darauf, den gewohnten Weg über die Straße zum Landtag zu gehen: „Man kann einem Mordanschlag auf die Dauer nicht ausweichen, und man kann mich ja nur einmal totschießen.“ Für alle Fälle waren die Zugangsstraßen zum Landtag militärisch abgesperrt worden. Wir gingen zu dreien, rechts der Leiter des Büros des Ministerpräsidenten, in der Mitte Eisner und ich zu seiner Linken. Wir waren eifrig im Gespräch über die weitere politische Entwicklung.

Plötzlich krachten hinter uns schnell nacheinander zwei Schüsse, Eisner schwankt einen Augenblick, er will etwas sprechen, aber die Zunge versagt ihm. Dann bricht er lautlos zusammen. Das alles geschah im Bruchteil einer Sekunde.

Im selben Augenblick, als die Schüsse krachten, hatte ich mich umgedreht, den Attentäter am Arm gefasst und zu Boden geschleudert. Er blieb bewusstlos liegen. Ich ließ Eisner ins Ministerium bringen und sofort einen Arzt rufen. In der Zwischenzeit hatte ein herbeigeeilter Soldat mehrere Schüsse auf den Attentäter abgegeben. Der vermeintlich Tote wurde in den Toreingang des Ministeriums gebracht. Als er sich plötzlich bewegte, wollten ihn Matrosen töten, wurden aber daran gehindert. Der Arzt stellte

fest, dass die hinter dem Ohr aus allernächster Nähe in das Gehirn eingedrungenen Kugeln den sofortigen Tod Eisners herbeigeführt haben. Wie sich später ergab, hatte sich der Mörder, Graf Arco-Valley, vor der Absperrung in einem Hauseingang versteckt und war dann, als Eisner die Straße entlangging, ihm nachgeschlichen.

Die Nachricht von Eisners Ermordung löste eine ungeheure Erregung in München aus, und es kam unmittelbar darauf im Sitzungssaal des bayrischen Landtags zu den Schüssen des Arbeiters Lindner, durch die Minister Auer schwer verletzt, ein Abgeordneter und ein Ministerialbeamter getötet wurden.

Graf Arco, der noch am gleichen Tag in ein Krankenhaus kam, wurde nach seiner Wiederherstellung zum Tode verurteilt und vom Ministerium zu lebenslanger Festungshaft begnadigt. Während seiner Haft genoss er die weitestgehende Vergünstigung, konnte sich lange Zeit sogar auf dem Gute eines Bekannten aufhalten. Nach fünf Jahren wurde er völlig amnestiert, in Bayern als Nationalheld gefeiert und hat dann einen Direktorposten bei der süd-deutschen Lufthansa angetreten.

Das Zuchthaus

Die erste Nacht

(Auszug aus: *Im Haus der Freudlosen. Bilder aus dem Zuchthaus*)

Gegen neun Uhr abends war der Lokalzug von Bamberg fauchend und prustend in den kleinen Bahnhof eingelaufen. Kalte, feuchte Oktoberluft bläst mich beim Aussteigen unfreundlich an und macht mich frösteln.

Zwischen den zwei Transporteuren geht's von der Station weg eine matt beleuchtete Straße entlang. Mein rechtes Handgelenk ist mit der Schließzange gefesselt. Nach wenigen Minuten stehen wir vor einem großen Gebäude. Es ist nicht hell genug, als dass ich Einzelheiten erkennen könnte. Nur einen mächtigen Portalbau und viele Fenster sehe ich. Auf ein Glockenzeichen wird die schwere Pforte geöffnet. Wir gehen hinein. Dampf fällt die Tür ins Schloss.

Ich bin im Zuchthaus. Rechts neben dem Eingang ist die Torwache. Hier treten wir ein. Es ist angenehm durchgeheizt. Das tut gut nach der Fahrt im kalten Gefangenenabteil. Die Übernahmeformalitäten sind bald erledigt. Die Transporteure lassen sich ein Gasthaus zum Übernachten empfehlen und verabschieden sich. Der Transportschein liegt auf dem Tisch. Am oberen Rand lese ich: „Vorsicht!“ Das Wort ist mit Rotstift stark unterstrichen. Der Anstaltsdirektor wird durch die Wache verständigt, dass ein „Zugang“ eingetroffen. Gleich darauf werde ich abgeführt. Ein Beamter der Torwache und ein Nachtwächter begleiten mich. Die großen Gittertüren, der geräumige Hof mit seinen mächtigen Arkadenbögen, die hohen, gewölbten Gänge, durch die wir kommen, das alles sieht so düster aus und wirkt in der Beleuchtung der mitgeführten Handlaterne fast gespenstisch und

unwirklich. Und doch ist's nur zu bittere Wirklichkeit. Der Nachwächter ist mit Karabiner und Pistole ausgerüstet. Neben ihm geht ein großer Polizeihund, der mich misstrauisch anknurrt.

Wir stehen in einem großen Kreuzbogengang vor einer Zellentür. Sie wird geöffnet. Wie der Beamte Licht macht, pralle ich entsetzt zurück. Ich hatte mir unter dem Begriff „Zuchthaus“ allerhand Unangenehmes gedacht. Was ich aber in dieser Zelle zu sehen bekomme, übersteigt meine schlimmsten Vorstellungen. In die Zelle ist ein großer Käfig aus rot lackierten Eisenstangen eingebaut. Mich überläuft ein kalter Schauer. Die Käfigtür wird geöffnet und mir bedeutet, dass ich eintreten soll. Ich halte das zuerst für einen rohen Scherz, den man sich mit mir machen will. Aber es ist brutaler Ernst.

„Da soll ich hinein?“, frage ich, noch immer ganz ungläubig. Der Beamte bejaht. Dabei dreht er seinen martialischen, schwarzen Schnurrbart. „Das ist ja der reinste Tigerkäfig!“ „Jetzt sind's halt im Zuchthaus“, kommt's lakonisch zurück. „Aber ich bin doch kein Raubtier.“ Der Beamte lächelt überlegen und rasselt dabei mit seinem großen Schlüsselbund. „Wenn's a'mal a Zeitlang da sin', da wern's scho' einseh'n, dass's hier Leut' gibt, für die ma so was braucht.“ Es war nicht zu ändern, ich musste hinter die roten Eisengitter.

Jetzt scheint mir nichts mehr unmöglich, selbst nicht die Ungeheuerlichkeit, längere Zeit in diesem Raum bleiben zu müssen. Ich frage mechanisch danach. Meine Sorge wird nur zum Teil behoben. „Morgen is Sonntag. Bis Montag müssen's also Geduld haben. Es is jo a nit so schlimm, wie's aussieht.“

Mir ist's schlimm genug. Ich werde allein gelassen. Der Beamte geht, um Matratze und Schlafdecken zu holen. Ich schaue mir den Käfig näher an. Er ist zwei Meter hoch. Die oberen Querstangen kann ich bequem mit der Hand erreichen. Die Rück- und die linke Seitenwand werden von der Zellenmauer gebildet. Ganz unten, fast am Fußboden, ist

ein eiserner Ring in der Mauer befestigt, eine Vorrichtung für Fußfesselung. Der einzige Einrichtungsgegenstand steht in der Ecke: ein Holzkübel mit Deckel ohne Handgriff, die obligate Opferschale. Ich gehe auf und ab. Mit drei Schritten habe ich den kleinen Raum durchmessen und muss dann immer wieder kehrtmachen. Unwillkürlich denke ich an Raubtierkäfige in Menagerien, in denen gefangene Tiere ruhlos am Gitter hin- und herstreichen.

Da geht die Zellentür wieder auf. Matratze, Kopfkeil, zwei Schlafdecken und ein Leintuch werden gebracht und auf dem Boden des Käfigs zum Schlafen gerichtet. Ich muss mich nackt ausziehen. Vor Kälte zittere ich. Leibesvisitation. Kein Winkel, keine Öffnung des Körpers bleibt undurchforscht. Dem Beamten ist das schon zum alltäglichen Handwerk geworden. Er fühlt nicht mehr, welche tiefe Demütigung der ganze Vorgang für den Gefangenen bedeutet. Mein Hemd bekomme ich wieder. Alles Übrige an Wäsche und Kleidung wird mir abgenommen. Käfig und Zellentür werden verschlossen und verriegelt. Gleich darauf löscht das Licht aus.

Es ist dunkel und kalt. Ich bin müde von der langen Bahnfahrt, aber die neuen Eindrücke beschäftigen mich, und der Gedanke an den schauerhaften Eisenkäfig, worin ich liege, lässt mich keine Ruhe finden. Ich kann nicht schlafen. Die nahe Turmuhr zeigt jede Viertelstunde die Zeit an. Ungeduldig zähle ich die Glockenschläge. Träge schleichen die Stunden und dehnen sich zu Ewigkeiten. Eine schlaflose Nacht scheint endlos, besonders in solcher Lage. Ich habe immer nur den einen Gedanken: „Wie komme ich aus dem Eisenkäfig heraus?“

Bis Montag hat mich der Beamte getröstet. Dann soll ich in eine ordentliche Zelle kommen. Also einen ganzen Tag und noch eine volle Nacht hier zubringen! Ich nehme mir vor, gleich am nächsten Morgen den Versuch zu machen, in einen anderen Raum zu kommen. Wenn man mich aber abweist? Dann bleibt's beim Käfig. So kreisen meine Gedanken unaufhörlich um den einen Punkt.

Der Nachtwächter kommt wiederholt, knipst das Licht an und schaut durch den kleinen Spion in der Tür. Er will sich vergewissern, dass alles in Ordnung ist.

Auch in der längsten Nacht rinnt eine Stunde nach der anderen ab, und die letzte dämmert dem Tag entgegen. Es schlägt sechs Uhr. Ich stehe auf, will mich ankleiden, um dann auf und ab zu gehen. Aber ich finde meine Kleider nicht. Da fällt mir ein, dass ich sie ja am Abend hatte abgeben müssen. Im Hemd spazieren gehen, wäre doch etwas ungemütlich; es ist auch zu kalt dazu. Es bleibt mir also nichts anderes übrig, als mich wieder auf die Matratze zu legen. Bis halb acht Uhr bleibe ich unter den Schlafdecken verkrochen, dann wird's lebendig im Haus. Ich höre Schritte, Stimmen, Schlüsselklirren, Türen auf- und zugehen.

Die Zellentür wird geöffnet. Ein Wachtmeister bringt mir meine Kleider und Wasser zum Waschen. Bald darauf kommt die Morgenkost, eine Blechschüssel voll Brennsuppe und ein Stück Brot. Ich habe Hunger und lasse nicht den kleinsten Rest übrig.

Nach acht Uhr geht die Tür wieder auf. Ein älterer Oberwachtmeister tritt ein. Er will wissen, wann ich gekommen sei, ob ich die Morgenkost schon bekommen hätte. Auch sonst fragt er noch manches. Etwas Freundlich-Teilnehmendes und Ruhiges hat er im Ton und in seinem ganzen Wesen, trotz des feldwebelhaften Schnauzbartes, der ihm buschig über die Mundwinkel hängt. Nur wer eine Nacht in solcher Käfigzelle im Zuchthaus zugebracht hat, weiß, wie gut dann ein paar freundliche Worte tun. Sie sind wie Balsam auf offenen Wunden. Das umso mehr, je weniger man Freundlichkeit erwartet hat.

Ich sage dem Beamten, wie sehr mich der Raubtierkäfig bedrückt. Er versteht das. „Ja, das glaub' ich gern. So was schreckt ab. Das wirkt wie ein kalter Strahl.“ Mir scheint die Gelegenheit günstig, meinen Wunsch nach Unterbringung in einem anderen Raum vorzubringen. Er zuckt bedauernd die Achseln. „Heut ist Sonntag. Da

wird's schwer gehen. Aber ich will schauen, vielleicht lässt sich's doch machen.“ Damit geht er, um eine Viertelstunde später wiederzukommen. Mein Käfig wird aufgeschlossen, und ich werde zum Direktor geführt, trotz des Sonntags.

Ich atme befreit auf. In den schauerhaften, barbarischen Eisenkäfig brauche ich nicht mehr zurück. Aber die Erinnerung an diese erste Nacht im Zuchthaus bin ich nicht wieder losgeworden.

Sträfling Nummer 63

Die schweren Eisenriegel an der Zelle 63 werden krachend zurückgeschoben, die Tür nach innen aufgestoßen. „Haar'schneiden!“, schnarrt die verrostete Stimme eines schnauzbärtigen Oberwachtmeisters, und im nächsten Augenblick schlorcht der Kalfakter in die Zelle hinein.

Er ist klein und schwächling; sein Gesicht hat pergamentene Zuchthausfarbe. Die Augen liegen tief in den Höhlen. Ehe er für sieben Jahre hinter Mauern und Gitter kam, rasierte er als Friseur elegante Herren, schnitt ihnen die Haare und manikürte sie. Vier Jahre von seinem „Knast“ hat er nun schon hinter sich. Seit kurzem ist er Kalfakter, besorgt allerlei Reinigungsarbeiten, Essentragen, Hilfsdienste für die Zuchthausbeamten. Und weil er Friseur von Beruf ist, muss er jeden Monat einmal den Gefangenen im Zellenbau die Haare schneiden. Dabei kommt er in alle Zellen und versieht deshalb zugleich für die Gefangenen den Dienst eines illegalen Nachrichtenübermittlers von Zelle zu Zelle. Dafür bekommt er da und dort ein Stück Priem oder etwas Schnupftabak. Diese Dinge stehen hoch im Kurs im grauen Haus mit den vergitterten Fenstern.

Der Gefangene in Zelle 63 setzt sich auf seinem Schemel zurecht und legt sich ein Handtuch um den Nacken.

Während ihm der Kalfakter mit der rechten Hand die Haarschneidemaschine über den Kopf laufen lässt, steckt er ihm mit der linken einen ganz klein zusammengefalteten Zettel zu, ohne dass der vor der Zellentür wartende Beamte etwas merkt. Im Kassiberschieben ist der Kalfakter Meister.

Das Haar'schneiden ist beendet. In der Zelle lastet drückende Einsamkeit, nachdem die Tür wieder verriegelt und verschlossen ist. Oberwachtmeister und Kalfakter gehen zur nächsten Zelle, und von nebenan kling't schnarrend herüber: „Haar'schneiden!“

Jetzt muss der Beamte drüben aufpassen, hat also keine Zeit, durch den Spion in Zelle 63 zu schauen. Schnell den Kassiber heraus und gelesen:

„Du bekommst jeden Tag die Zeitung. Ich bin ein Politischer, will wissen, was draußen vorgeht. Teile mir Wichtiges aus der Zeitung durch Zeichensprache im Hof mit. Alphabet: Auge, Bart, Zähne, Daumen, Ellbogen, Finger, Genick, Haar, Jacke, Kinn, Lippe, Mund, Nase, Ohr, Puls, Rücken, Stirn, Taschentuch, Uhrtasche, Vogel, Wange, Zähne (C Vorderzähne, Z Backenzähne). Bin auf Zelle 48 und gehe im Hof 15 Mann hinter dir.“ Fix die Schiefertafel her und das Alphabet abgeschrieben.

Dann muss der Kassiber vernichtet werden. Wenn man ihn findet, gibt's Käfigarrest bei Wasser und Brot. Nummer 63 hat ein bewährtes Verfahren für die restlose Vernichtung seiner Kassiber. Das Papier wird im Wasserkrug aufgeweicht und dann zwischen beiden Händen solange zerrieben, bis es sich in unzählige kleine Krümelchen aufgelöst hat. Die wirft er in den unvermeidlichen Kübel, der in jeder Zelle steht, und kein Wachtmeister des Zuchthauses kann beim Entleeren des Kübels, auch bei schärfster Kontrolle, etwas Verdächtiges entdecken.

In den 25 Jahren, die Nr. 63 hinter Gittern verbringt, hat er diese Methode als die sicherste erkannt. Er wendet sie auch jetzt an. Dann setzt er sich wieder an seinen Arbeitstisch und klebt Tüten, wie er es seit Jahren in geisttötender

Langeweile tut. Während der Arbeit prägt er sich das Alphabet für die Zeichensprache ein. Es sitzt bald und wird dann gleich von der Schiefertafel fortgewischt.

Am Nachmittag ist Freizeit. Da werden die Gefangenen in den Hof geführt. Jeden Tag eine Stunde. Sie gehen im Kreis hintereinander mit drei Schritt Abstand. Nummer 63 zählt 15 Mann hinter sich. Dann hat er seinen Partner von Zelle 48 gefunden. Ein verstehender Blick wird getauscht, und Nummer 48 gibt Zeichen:

Er fasst mit der rechten Hand die Finger der linken, wischt sich dann ein Auge aus, zupft sich an der Nase und fährt sich mit der Hand ins Genick, als jucke ihn dort etwas. Noch zwei Zeichen kommen nach einer kleinen Pause: Augenwischen und Berühren der Nase. Immer, wenn die beiden sich beim Rundgang gegenüber sind, werden zwei Zeichen gegeben.

Nummer 63 hat angestrengt beobachtet und buchstabiert: Finger – F, Auge – A, Nase – N, Genick – G, Pause, überlegt er, bedeutet wohl Wortschluss. Weiter: Auge – A, Nase – N. Ein freudiges Lächeln zeigt, dass er verstanden hat: „Fang an!“

Er telegraphiert in den vereinbarten Zeichen zurück: Greift sich an den Mund, fährt mit dem kleinen Finger ins Ohr, kratzt sich auf dem Rücken, reibt sich im Genick, juckt sich am Ellbogen und wischt sich die Nase.

Nummer 48 nickt befriedigt; er hat richtig dechiffriert: „Morgen.“ Die Verbindung ist hergestellt.

Von diesem Tag an gab Nummer 63 täglich während der Hofstunde die wichtigsten politischen Zeitungsnachrichten im Telegrammstil durch Zeichen an Nummer 48. Es waren jeden Tag nur wenige Sätze. Aber Nummer 48 war in seiner Abgeschlossenheit auch um das Wenige froh, und Nummer 63 machte es Spaß, den Aufsichtsbeamten ein Schnippchen zu schlagen.

Heute war Zellenbesuch. Der Direktor des Zuchthauses kommt jeden Monat einmal zu den Zellengefangenen. In Zelle 63 blieb er heute auffallend lange. „Natürlich können

Sie ein Gnadengesuch einreichen. Es sind ja bald 25 Jahre, dass Sie verurteilt wurden.“ „Habe ich denn Aussicht, Herr Direktor?“ „Gewiss haben Sie Aussicht. In den letzten 15 Jahren hatten Sie ja keine Hausstrafe. Auch sonst war Ihre Führung gut. Das will ich gerne bestätigen und Ihre Begnadigung beim Justizministerium befürworten!“ Das heiÙe Dankesgestammel des Gefangenen ging unter im Krachen der zugeschlagenen Tür und im Klappen der Eisenriegel. Eine halbe Stunde später reichte der Oberwachtmeister zwei Bogen Aktenpapier, Tinte und Feder durch die Klappe in Zelle 63. Gierig greifen zwei zitternde Hände danach. Die Klappe fällt mit einem lauten Schlag wieder zu.

In der Zelle sitzt der Lebenslange an seinem Tisch und kaut am Federhalter. Von dem, was er jetzt schreibt, kann sein Schicksal abhängen. Wird er zu Weihnachten begnadigt werden? Fast 25 Jahre lang hat er diesen Augenblick herbeigesehnt. Und nur die Hoffnung auf einstige Begnadigung ließ ihn die Qual des Lebendigbegrabenseins solange ertragen. In den ersten Jahren hatte er sich aufgebaut gegen den Zwang und die Enge. Aber mit allem Rebellen gegen die unerbittlich strenge Hausordnung hatte er seine Lage stets nur verschlimmert. Er bekam Strafe auf Strafe: Kostenzug, Nachtlagerenzug, Dunkelarrest im Eisenkäfig, ja, selbst in Eisen hatte man ihn geschlossen. Dann fand er sich mit allem ab, wurde stumpf, machte seine Arbeit, erfüllte das Pensum, wie es verlangt wurde, und lernte die Hausordnung zu umgehen, ohne erwischt zu werden. So kam er zu seiner „guten Führung“ und zu allerlei Vergünstigungen, von denen auch das Zeitungslesen eine war.

Den ganzen Vormittag saÙ Nummer 63 über seinem Gnadengesuch. Als die Zellentür zur Hofstunde geöffnet wurde, gab er sein Gesuch dem Oberwachtmeister ab. Im Hof telegrafierte er voller Freude seine Hoffnung auf Begnadigung in Zeichen an Nummer 48. Dabei lässt er in seiner frohen Erregung alle Vorsichtsmaßnahmen außer

Acht. Mit dem Abendessen steckt ihm der Kalfakter einen Kassiber zu. Hastig öffnet er ihn und liest: „Vorsicht, man beobachtet dich wegen Zeichensprache!“ „Verflucht! Das fehlte noch. Gerade jetzt ...!“

Nummer 63 konnte in dieser Nacht nicht schlafen. „Wenn ich gemeldet werde? ... Da wär's wohl Essig mit der Begnadigung, und ich kann Knast schieben, bis ich krepriere. Dann rin in die Speckkiste und fort zur Anatomie ... Das nicht! Nur das nicht! ... Ich will noch einmal hinaus aus diesem steinernen Sarg ...“

Am andern Morgen wird Nummer 63 zum Rapport befohlen. Er wird zum Direktor geführt. „Sie sind gemeldet worden. Mit wem verständigen Sie sich im Spazierhof durch Zeichensprache?“ Nummer 63 denkt, der Alte weiß es nicht. Warum soll ich den andern preisgeben? Genug, wenn sie mich bestrafen. Und laut sagte er: „Ich bin kein Angeber ...!“ Es ist etwas Scharfes in seinem Ton. Er denkt an die ersten Jahre, da er öfter zum Strafrapport kam. Verbitterung steigt in ihm auf.

„Sagen Sie's. Sie nützen sich selbst damit“, redet ihm der Direktor zu.

Da packt ihn die Wut: „Und wenn Sie mich vierteilen, ich verrate nichts!“

„Gut. Sie bekommen 14 Tage Käfigarrest mit Schärfung: Nachtlagerentzug, Wasser und Brot. Jeden vierten Tag warmes Essen und weiches Nachtlager. Abtreten!“

Nummer 63 wird nach dem Arrestraum geführt. Es geht durch hohe hallende Gänge. Der Beamte schließt eine Strafzelle auf. In die rechte Ecke ist ein Käfig aus rot lackierten Eisenstangen eingebaut. Die Käfigtür wird geöffnet. „Marsch, hinein!“, befiehlt der Beamte. Nummer 63 ballt die Fäuste. Es kocht in ihm. „Ich bin kein wildes Tier, ich brauche keinen Käfig!“ Der Beamte fasst ihn an und will ihn gewaltsam hinter die Gitterstäbe schieben.

Da verliert der Lebenslange den letzten Rest seiner mühsam bewahrten Selbstbeherrschung. Mit einem wilden

Aufschrei stürzt er sich auf den Beamten und schlägt in sinnloser Wut mit Fäusten auf ihn los. Ein Signalpfeiff ... Fünf Beamte, mit Gummiknüppeln und Revolvern bewaffnet, kommen dem Bedrängten zu Hilfe. Nummer 63 wird überwältigt, in den Eisenkäfig gebracht und mit der Handstange gefesselt. Dann kommt der Direktor, den man inzwischen verständigt hat. Der Tatbestand wird protokolliert: „Schwerer Verstoß gegen die Hausordnung und Widerstand gegen die Staatsgewalt.“

Der Gefangene kauert wie ein waidwundes Tier in einer Ecke des Eisenkäfigs. Der Direktor versucht immer wieder, ein Wort aus ihm herauszubringen. Vergeblich.

„Wissen Sie, was Sie da angestellt haben, Sie Unmensch? Die Sache geht an die Staatsanwaltschaft! Und mit Ihrer Begnadigung wird's nichts. Die haben Sie sich jetzt für alle Zeiten verscherzt!“ Mit brutaler Rücksichtslosigkeit schleudert er ihm das ins Gesicht. „Zum Teufel, so reden Sie doch ein Wort ...“ Nummer 63 bittet nur, man möge ihm die Handstange abnehmen. Das geschieht durch die Gitterstangen hindurch. Dann setzt sich der Lebenslange wieder in seine Ecke, stiert dumpf vor sich hin und spricht kein Wort mehr.

Der Direktor und die Beamten verlassen die Strafzelle. Am Abend muss Nummer 63 seine Kleider abgeben. Nur Hemd, Socken und Unterhose darf er behalten. Als Bett bekommt er einen hölzernen Kopfkeil und eine wollene Decke. Das ist alles. Aber an Schlaf ist nicht zu denken. Vom Hof herauf klingt der taktmäßige Schritt der Nachtwache. Die Zuchthausuhr zeigt die Stunden an. Dumpf dröhnen die Glockenschläge in die Nacht.

Als am andern Morgen der Beamte Wasser und Brot in die Strafzelle bringt, findet er Nummer 63 an einer oberen Querstange des Eisenkäfigs erhängt.

Zehn Jahre später

Vor kurzer Zeit waren es zehn Jahre her, dass man mich morgens um fünf Uhr aus dem Bett heraus verhaftet und nach München transportiert hat. Es kam dann zu jenem Prozess, der damit endete, dass ich ins Zuchthaus kam für ein Verbrechen, das ich nicht begangen hatte. Das Reichsgericht hat zwar nach Jahren das Zuchthausurteil als zu Unrecht gefällt aufgehoben, aber mehr als zwei Jahre hatte ich doch hinter Mauern und Gittern verbringen müssen.

Die Wiederkehr des Tages meiner Verhaftung war für mich gewissermaßen ein Jubiläum. Ich beging es auf meine Weise und kramte in alten Papieren. Briefe fielen mir in die Hand, die mir Freunde schickten, als ich in der engen Zelle saß. Ich habe sie erst lesen können, nachdem sie mehr als zwei Jahre in verstaubten Regalen der Zuchthausverwaltung gelagert hatten. Und zwischen den Briefbögen steckt ein Heft in der Form eines Schulheftes, aber es hat einen braunen Pappumschlag, und die Seiten sind grau-grün – einst als Aktenpapier ausersehen und vom Zuchthausbuchbinder eigens für mich zugeschnitten, damit ich ein Schreibheft bekommen konnte. Auf der Innenseite des Deckels steht, von der ungelinken Hand eines Zuchthausaufsehers geschrieben:

„2747. Dieses Heft enthält 52 Seiten!“ Darunter steht von der gleichen Hand mein Name. Die Nummer werde ich nie vergessen. Sie war meine Gefangenennummer, stand an meiner Zellentür, auf der Papptafel in der Zelle, auf der meine Strafzeit aufgezeichnet war, und auf jedem Wäschestück, das ich benutzte. Wenn ich Lotterie spielen würde, bäte ich den Kollekteur, er möchte mir das Los Nummer 2747 geben. Vielleicht hätte ich Glück damit. Es käme auf den Versuch an, aber ich spiele nicht Lotterie, obwohl mein Vorname mich zu einem „Glücklichen“ bestimmt hat, und obwohl ich ein Sonntagskind bin.

Dass die Seitenzahl in dem Schreibheft steht – jede Seite ist fein säuberlich mit Tinte handnummeriert – hat seine besondere Bewandnis. Das Heft wird von Zeit zu Zeit kontrolliert, ob keine Seiten herausgerissen sind und als Kassiber (geheime schriftliche Mitteilung an Mitgefangene) benutzt wurden. Die Seiten sind auch heute noch alle unversehrt im Heft. Aber Kassiber habe ich trotzdem geschoben. Man lernt das mit der Zeit. Ich hatte einen guten Lehrmeister und wurde deshalb auch nicht erwischt, das ist die Hauptsache dabei, sonst wandert man in die Strafzelle mit dem Eisenkäfig. Die gibt es auch heute noch, trotz aller Bemühungen um modernen Strafvollzug.

Es war übrigens gar nicht so einfach, das Schreibheft zu bekommen. Erstens musste man sich neun Monate lang gut geführt, gewissermaßen seine Zuchthaus-Embryonalzeit ohne Hausstrafen verbracht haben. Diese Vorbedingung hatte ich erfüllt. Aber dann musste die Zuchthausverwaltung auch wollen. Und sie wollte nicht immer, besonders bei mir nicht. Aber ich hatte vordem schon einiges durchgesetzt, zwar unter Anrufung der Aufsichtsbehörde, aber immerhin, ich hatte es durchgesetzt. Deshalb war man jetzt etwas vorsichtiger, und es ging geradezu bayrisch-gemütlich zu, während man sonst auch ganz herzhafte zu schimpfen verstand, wenn es gerade passte.

Ich meldete mich also zum Rapport. Der Direktor war in Urlaub, und ich kam zum Stellvertreter, einem Regierungsrat echt bajuwarischer Prägung. Ich brachte mein Anliegen vor. Der Regierungsrat wollte wissen, was ich mit einem Schreibheft anfangen wolle. „Ich will Tagebuch führen.“ „Tagebuch?“, lachte er, „gibt es denn hier bei uns so viel zum Erleben, dass Sie darüber a Tagebuch führ'n müass'n?“

Er begriff absolut nicht, dass ein Gefangener das Bedürfnis haben kann, seine Gedanken und Empfindungen zu äußern. Da eine Möglichkeit zu mündlicher Aussprache nicht war, blieb doch nur das Schreiben. Aber vielleicht war die Meinung des Anstaltsgewaltigen, dass Gedankenhaben

überhaupt ein Luxus wäre. Gesagt hat er es nicht. Immerhin setzte ich ihm auseinander, warum ich das Bedürfnis hätte, ein Schreibheft, Tinte und Feder zu bekommen.

„Na, wenn's halt absolut sein muß, dann führen's halt in Gott's Namen a Tagebuch!“ Die Aushändigung eines Heftes wurde genehmigt. Der Inspektor notierte in sein Dienstbuch: „Zuchthausgefangener Fechenbach, Nr. 2747, erhält ein Schreibheft, Tinte und Feder.“ Bevor ich ging, mahnte mich der Regierungsrat noch: „Schreiben's fei keine Dummheiten ins Heft, sonst werden's bestraft!“

Ja, daran hatte ich nicht gedacht. Das Denken war zwar bis dato noch nicht verboten, aber es durfte nicht zu laut geschehen, und vor allem war es nicht ratsam, alles niederzuschreiben, was einem so durch den Kopf ging. Ich erkundigte mich kurz darauf bei einem Aufseher und erfuhr, dass die Hefte, die an Gefangene ausgegeben werden, von Zeit zu Zeit kontrolliert werden, und mancher sei schon bestraft worden, weil er „Ungehöriges“ geschrieben hatte.

Da beschloss ich, kein Tagebuch zu führen, und schrieb nur kleine Skizzen und Fabeln in mein Heft, übte mich sozusagen in der Kunst, die Sprache zu gebrauchen, um die Gedanken zu verbergen. Einige Zeit später wurde ein Gefangener, der ein Tagebuch führte, zu zehn Tagen Arrest im Eisenkäfig verdammt, weil er zu offenherzig in sein Heft geschrieben hatte, was er dachte.

Ich blättere weiter in meinen alten Papieren und stoße auf sechs kleine, graue Zettelchen. Sie sind zehn Zentimeter breit und zwölf Zentimeter lang und aus nicht gerade zartem Papier. Das war unser – Verzeihung – Klosettpapier. Die Zettelchen wurden oft als Kassiber benutzt, sie waren ja nicht nummeriert wie die Seiten in den Schreibheften. Ich verwandte sie auch zuweilen als Notizzettel. Sechs davon habe ich noch. Sie erzählen allerlei aus der Welt hinter grauen Mauern mit den vergitterten Fenstern. Auf einem dieser Zettel steht: „Joseph Blumentopf zerbrochen. Gespräch mit R.“

Diese sechs Worte erzählen eine ganze Tragödie von der Sehnsucht, die hinter Gittern lebt, von der brennenden Sehnsucht nach Leben und von der Verständnislosigkeit mancher Zuchthausbeamter für das Seelenleben der Gefangenen. Während ich den grauen Zettel in der Hand halte, werden mir die Ereignisse wieder lebendig, als wäre alles erst gestern geschehen.

Joseph ist einer von den Himmelblauen. Er hat lebenslang. Seine Strafe ist so unendlich wie das Blau des Himmels. Mit 19 Jahren kam er hinter die grauen Mauern. Mittlerweile war er 38 geworden. Und eines Tages hatte er es endlich durchgesetzt, dass man ihm einen Blumentopf in die Zelle stellte. Ein großes Ereignis für einen Gefangenen, der sein ganzes Leben hinter Gittern verbringen soll. Aber trotz liebevollster Pflege will die zarte Pflanze nicht gedeihen. Sie braucht mehr Licht und Luft. Man sollte den Blumentopf ans Fenster hinauf stellen. Aber das ist verboten. Gleichviel, der Gefangene tut es. Und die Blätter bekommen wieder frische Farbe, die Blüten entfalten sich. Der Gefangene verfolgt jede Lebensäußerung seines grünen Zellengenossen mit freudigem Interesse; jedes neu sprießende Blättchen, jede werdende Knospe wird ihm zum Erlebnis.

Da kommt eines Tages Zellenbesuch. Der Regierungsrat macht seinen allmonatlichen Rundgang bei den Einzelhäftlingen und fragt, ob sie etwas vorzubringen haben. Rasch den Blumenstock vom Fenster herunter, damit es keine Arreststrafe setzt. In der Erregung darüber, er könnte bei seinem schweren „Verbrechen“ erwischt werden, lässt der Gefangene den Blumentopf fallen. Der Topf zerbricht. Scherbe und Erde liegen weit zerstreut auf dem Zellenboden. In diesem Augenblick wird die Tür geöffnet, und der Regierungsrat tritt ein, hinter ihm der Inspektor. Er ist im Zuchthaus, was der Feldwebel bei der Kompanie. Der Regierungsrat fragt mechanisch, wie in jeder Zelle: „Haben Sie etwas vorzubringen ...?“ Der Gefangene bittet um einen neuen Blumentopf, weil ihm der seine zer-

brochen sei. „Was wollen Sie denn mit einem Blumentopf?“, fragt der Beamte verständnislos zurück.

„Ich will was Grünes in der Zelle haben ...!“ „Was Grünes? Schaub's halt die Wand an, die ist auch grün!“

Der Gefangene beißt die Zähne aufeinander und ballt in ohnmächtiger Wut die Hände. Nur jetzt nicht die Ruhe verlieren, denkt er, sonst ist es aus mit den Blumen und mit manch anderer Vergünstigung. Es ist ein wahres Wunder, dass er dem Beamten nicht an die Kehle springt. Aber der brennende Wunsch, wieder Blumen zu bekommen, lässt ihn seine Erregung hinunterwürgen. Die beiden stehen sich ein paar Sekunden schweigend gegenüber. Dann presst der Gefangene in übermenschlicher Selbstbeherrschung heraus: „Die Wand ist tot. Ich will lebendiges Grün, Herr Regierungsrat!“ Und flehend, fast winselnd, fügt er hinzu: „Erlauben Sie bitte, Herr Regierungsrat, dass ich einen neuen Blumentopf bekomme ...“

Großmütig wurde dann bewilligt, was der Gefangene erbeten hatte. Aber der Regierungsrat wird wohl nie begriffen haben, dass er eine Menschenseele blutig geißelt hat.

Ich blättere weiter in meinen alten Papieren, lese die Notizen auf den sechs kleinen, grauen Zetteln, schlage mein Zuchthaus-Schreibheft auf und versinke in die Lektüre der beschriebenen Seiten. Da steigen sie alle wieder auf, die Gestalten aus jener Welt hinter Gittern, die auch einmal mehr als zwei Jahre lang meine Welt war. Die Zelle gewinnt wieder plastische Gestalt, ich höre die Schritte der Wachtposten, das Klirren der Schlüsselbunde, rieche die muffige Luft des Zellenbaues, höre den gleichmäßigen Schritt der Gefangenen beim Spaziergang im Hofe und sehe wieder die bleichen Gesichter mit den hohlen Augen und dem Blick voll Sehnsucht ... So feierte ich mein zehnjähriges Jubiläum.

Ausklang

(Auszug aus: *Im Haus der Freudlosen. Bilder aus dem Zuchthaus*)

Für den 1. Oktober 1924 hatte ich meine Entlassung aus dem Zuchthaus mit aller Bestimmtheit erwartet. An diesem Tag war das halbe Jahr zu Ende, nach dessen Verbüßung Adolf Hitler mit Zubilligung von Bewährungsfrist aus der Festungshaft entlassen werden sollte. Ich konnte und wollte nicht glauben, dass der zu Recht verurteilte, völkische Hochverräter der Freiheit wiedergegeben werden und ich zu Unrecht im Zuchthaus bleiben soll. Adolf Hitlers Freilassung verzögerte sich. Ich musste also noch warten. Da las ich Mitte Dezember in der Zeitung, dass das bayerische Oberste Landesgericht sich in den nächsten Tagen mit der Freilassung Hitlers beschäftigen werde. Jetzt wusste ich: Da wird auch dein Schicksal entschieden.

Am 19. Dezember erfuhr ich von der Begnadigung des Kapp-Putschisten Jagow durch den Reichspräsidenten. Sollten die Gerüchte, die auch bis ins Zuchthaus gedrungen waren, doch den Tatsachen entsprechen? War wirklich eine umfassende politische Amnestie im Gange? Die Begnadigung Jagows bestärkte mich in diesem Glauben, und ich erwartete jetzt jeden Tag meine Freilassung.

Am Vormittag des 20. Dezember wurde ich plötzlich zum Direktor gerufen. Wie ein Blitz schießt mir der Gedanke durch den Kopf: „Du wirst entlassen!“ Beim Direktor ist schon der mit mir zusammen verurteilte Redakteur Lembke. Der Direktor erklärt uns mit feierlicher Stimme: „Ich habe Ihnen mitzuteilen, dass Sie beide heute noch entlassen werden. Ich gratuliere Ihnen.“ Ich frage nach der Art der Begnadigung. „Die elfjährige Zuchthausstrafe ist auf drei-undeinhalb Jahre herabgesetzt. Davon haben Sie zwei Jahre vier Monate abgesessen, für den Rest ist Ihnen Bewährungsfrist zugebilligt.“ „Das Zuchthausurteil bleibt also bestehen und die zehn Jahre Ehrverlust auch?“ Der Direktor bejaht.

In mir kocht's vor Erbitterung. Man will also das geschehene Unrecht nicht eingestehen, und das Damoklesschwert der Bewährungsfrist soll vier Jahre über mir hängen.

Inzwischen hatte das Telefon geläutet. Mein Rechtsanwalt rief von München aus an. Er wollte der Erste sein, der mich in der Freiheit begrüßt. Trotz aller Enttäuschung, die ich über die Art der Begnadigung empfinde, beherrscht mich Freude über die neu gewonnene Freiheit.

In der Kanzlei werden in aller Eile meine Papiere fertig gemacht. Inzwischen kann ich meine Zuchthausuniform ablegen und mich wieder in menschliche Kleidung stecken. Das geschieht in dem gleichen Raum, worin ich bei der Aufnahme umgekleidet wurde.

Ich muss zum Arzt. Dort werde ich gewogen. Dann geht's in den Krankensaal. Ein Gefangener, der Krankenwärterdienste macht, rasiert mich. Nachher sehe ich mich im Saal um. In einem der Betten liegt ein Lebenslanger. Seit er 20 Jahre im Zuchthaus ist, hat er wiederholt Gnadengesuche eingereicht. Sie wurden immer abgelehnt. Dann bekam er einen Schlaganfall, der ihn am Oberkörper rechtsseitig lähmte. Trotzdem blieben all seine Versuche, die Begnadigung zu erreichen, vergeblich. Er erlitt noch einen Schlaganfall, und der warf ihn aufs Krankenlager. Hilflos, ohne sich bewegen zu können, lag er nun Wochen und Monate im Bett. Sein Körper verfiel, und langsam siechte er dem Grab entgegen.

Als ich ihn an meinem Entlassungstage sah, konnte man dieses Häuflein Mensch kaum noch lebend nennen. Wachsig und gelb war die Haut. Das Gesicht glich einem Totenkopf, mit dünner Haut überzogen. Und die Augen lagen in tiefen Höhlen. Matt und stier schauten sie ins Leere. Die Zunge war gelähmt. Der Mund konnte nicht sprechen. Nur unartikulierte Laute brachte er mühsam hervor. Ein lebender Leichnam lag dort im Bett. Er hörte, dass ich entlassen werde. Irgendwie hatte er dem Krankenwärter zu verstehen gegeben, ich solle ans Bett kommen. Als ich zu ihm kam, machte er den vergeblichen Versuch, mir die

Hand zu reichen. Er wollte mich wohl beglückwünschen. Ich fasste seine eisige Hand. Mir war, als berührte ich eine Leiche. Er bewegte die Lippen, wollte mir irgendetwas sagen. Aber ich hörte nur unverständliche Laute, die qualvoll herausgestoßen wurden. Eine Stimme aus dem Grab. Die Augen bekommen einen flehenden Ausdruck. Ich weiß, was mir der dem Tode Geweihte sagen will, wenn ich sein schaurig-qualvolles Stammeln auch nicht verstehe. „Hilf mir, dass ich nicht in diesem Haus der Freudlosen sterben muss. Ich will noch ein paar Stunden draußen atmen, wo Freiheit, Licht und Sonne ist. Nur ein paar Stunden ...“ Ich weiß, dass ich ihm nicht helfen kann und bin unfähig, ihm ein Trostwort zu sagen. Ich verlasse einen Sterbenden. Das war das Letzte, was ich vom Schicksal der Gefangenen erlebte. Der Tod im Zuchthaus.

Ich hole meine Papiere ab. Der Direktor hält uns beiden, die entlassen werden, eine salbungsvolle Rede. Er betont, dass er stets bemüht gewesen sei, alle zulässigen Erleichterungen zu gewähren und nur den Menschen, nicht den Verbrecher, in uns gesehen habe. Das war zwar nicht immer so, aber es hörte sich doch recht gut an von einem Zuchthausdirektor.

Dann ging's zum Tor, der neuen Freiheit entgegen. Mein Gang war unsicher, als ob ich im Dunkeln eine Treppe hinunterginge und mit dem Fuß nach der nächsten Stufe taste, während ich schon auf ebener Erde stehe. So waren meine ersten Schritte im Freien. Und die Fläche war so endlos weit, und alles, was ich sah, so farbig und lebensvoll. In durstigen Zügen sog ich die freie Luft ein. Sie war würzig und frisch wie nie vorher.

Und dann gingen wir zum Bahnhof. Der Gedanke ängstigte mich, dass alles nur ein neckender Traum sei und ich am andern Morgen beim Erwachen wieder in der engen Zelle hinterm Gitterfenster liegen könne. Aber es war kein Traum. Ich war wirklich frei. Und der Lokalzug kam und trug mich fauchend fort, neuem Leben und neuen Kämpfen entgegen ...

Fabeln

Der Krieg der Tiere

Die Raubtiere hatten mit den Raubvögeln einen heftigen Streit, der dazu führte, dass der Löwe, der König der Vierfüßler, dem Adler, dem Beherrscher der Lüfte, den Krieg erklärte.

Boten mussten im ganzen Tierreich alle Streitkräfte zusammenrufen. Die frei lebenden Tiere folgten auch willig dem Aufgebot. Die Haustiere aber erklärten, dass sie sich dem Heerzug nicht anschließen könnten, weil sie nicht gegen ihre Kameraden, die Hühner, Gänse und Enten, kämpfen wollten, die sicher auf der Seite des Adlers stehen würden, wenn die Haustiere für den Löwen Partei ergreifen. Außerdem aber seien sie bisher von den Raubtieren stets verfolgt und verachtet worden, sodass sie gar keinen Grund sähen, sich für die egoistischen Interessen der Raubtiere einzusetzen.

Als dem Löwen dies hinterbracht wurde, hielt er im Kreise der Raubtiere eine große Rede und setzte auseinander, dass es sich bei dem bevorstehenden Kampf nicht um Raubtierinteressen handle. Es gehe vielmehr um die höchsten Tierheitsideale, ja, um Sein oder Nichtsein des ganzen Tierreichs. Und er schloss mit dem großmütigen Satz:

„Angesichts dieses schweren Ringens kenne ich keine Raubtiere und keine Haustiere mehr. Ich kenne nur noch Tiere!“

Das blieb nicht ohne Wirkung auf die Haustiere. Sie machten sich in ihrer Mehrzahl die Gedankengänge des Löwen zu Eigen und glaubten jetzt wirklich, dass es nicht um die selbstsüchtigen Interessen Einzelner gehe. Sie erklärten, ihre hohe Vierfüßlerkultur sei von der niedrigen Kultur der Raubvögel bedroht. Da müssten sie alles Trennende

zurückstellen und wahr machen, was sie immer gesagt hatten: „In der Stunde der Not lassen wir das Tierreich nicht im Stich!“

Und so kam es, dass die Haustiere zusammen mit ihren schlimmsten Verfolgern, dem Löwen und den übrigen Raubtieren, gegen ihre bisherigen Kameraden, die Hühner, Gänse und Enten, kämpften, die sich dem Heer der Raubvögel angeschlossen hatten.

Als der Krieg zu Ende war, erinnerten die Haustiere den Löwen an sein Versprechen, dass er keinen Unterschied mehr machen wolle zwischen Raubtieren und Haustieren. Aber der Löwe und seine Räte lachten die Abgesandten der Haustiere ob ihrer Naivität weidlich aus und erklärten, dass dieses Versprechen nur für die Zeit der Not Geltung gehabt habe. Sie dächten gar nicht daran, ihre bevorzugte Stellung im Tierreich aufzugeben. „Übrigens“, so erklärten die Raubtiere zum Schluss, „wenn wir Hunger haben, werden wir euch, wie vor dem Krieg, wieder auffressen!“ Und so geschah es auch.

Revolution im Zoo

In einer großen Stadt war ein prächtiger Zoologischer Garten mit reichem Tierbestand. Die Tiere lebten alle in Eisenkäfigen und wurden von Aufsehern bewacht. Ein Direktor war der Leiter des Ganzen.

Die Tiere empfanden ihren Zustand der Knechtung und Unfreiheit als Erniedrigung und nicht der Würde von Tieren entsprechend. Schon lange gärte es unter den Bewohnern des Zoos, und eines Tages brach die lange verhaltene Erbitterung los. Die Löwen und Tiger, die Leoparden und Wölfe, die Bären und Affen und selbst die Kamele und Esel, kurz, alles was Beine hatte, brach aus den Käfigen.

Die Aufseher eilten voller Bestürzung mit Peitschen, Stangen und Spießen herbei, die Tiere wieder in ihre Gefängnisse zurückzutreiben. Aber sie konnten ihrer nicht Herr werden und wurden schließlich samt ihrem Direktor von den wütenden Tieren vertrieben. Die Peitschen, Stangen und Spieße aber hatten die Tiere ihnen nicht abgenommen. Jetzt traten die Tiere zusammen und wählten nach den Grundsätzen der Verhältniswahl eine souveräne Versammlung, die zu beschließen hatte, was weiter zu geschehen habe. In dieser Versammlung waren alle Arten vertreten. Auch die Esel und Kamele. Diese beiden taten sich bei den Beratungen besonders hervor. Um sich ein besseres Ansehen zu geben, hatten sie sich geistig hoch stehende Brillen mit Horneinfassung aufgesetzt und sahen jetzt aus wie Professoren eines gelehrten Kollegs.

Das Ergebnis der Beratung dieser Versammlung war eine einstimmig angenommene Resolution, die besagte, dass der Park, worin die Tiere leben, kein Zoologischer Garten sei, sondern ein freies Reich der Tiere, worin die Tiere ihr Geschick selbst bestimmen, kraft eigenen Rechts. Ein schreibgewandter Esel brachte das alles fein säuberlich zu Papier. Dann malte er noch ein großes Plakat. Darauf stand der Wortlaut der Resolution in mächtigen Antiqua-Buchstaben zu lesen. Ein Kamel, das einen besonders langen Hals hatte, befestigte dieses Plakat über dem Eingang zum Zoo.

Die von den Tieren gewählte Versammlung tagte nun in Permanenz und hielt endlose Beratungen und Debatten ab, die zum Ziel hatten, die Grundgesetze des freien Reichs der Tiere zu schaffen. Die Beratungen dauerten aber so lange, dass sich inzwischen die vertriebenen Wärter sammeln konnten. Und da man unterlassen hatte, ihnen die Peitschen, Stangen und Spieße abzunehmen, überfielen die Wärter eines Tages die ahnungslos debattierenden Tiere und trieben sie alle wieder in ihre Käfige zurück.

Dann übernahm der inzwischen zurückgekehrte Direktor wieder die Leitung des Zoos. Die Tiere lebten jetzt wie vorher in einem tierunwürdigen Zustand der Knechtung.

Alles war wieder genauso, wie es vor der Vertreibung der Wärter gewesen. Nur über dem Eingang zum Zoo, da hing noch das Plakat, auf dem in mächtigen Antiqua-Buchstaben zu lesen stand:

„Dieser Park ist kein Zoologischer Garten,
Sondern ein freies Reich der Tiere,
Worin die Tiere ihr Geschick selbst bestimmen
Kraft eigenen Rechts!“

Wolf und Hund

In einem erbarmungslos kalten Winter hatte der Hunger den Wolf bis zu einem einsam gelegenen Gutshof getrieben. Dort traf er mit dem Hofhund zusammen, der sofort Lärm schlug.

Der Wolf suchte den Hund zu beruhigen, indem er sich auf seine Verwandtschaft mit ihm berief. Sie hätten doch beide die gleichen Vorfahren, wären also gewissermaßen Vettern, wenn auch der eine in Freiheit, der andere in Knechtschaft lebe. Statt seinen Herrn herbeizurufen, sollte er lieber die Ketten abwerfen und mit hinausstreifen in die herrlichen Wälder, in die weiten Steppen ...

Aber der Hund wollte nichts wissen von Freiheit und Steppen. Dieses Leben ins Ungewisse mit Hunger und Lebensgefahr sei ihm zu riskant. Er ziehe seine sichere Existenz im Dienste des Menschen vor. „Das nennst du ‚sichere Existenz?‘“, höhnte der Wolf, seinen Hunger vergessend, „wenn dich dein Herr an die Kette legt und dich windelweich peitscht, bis du ihm die Hände leckst? Und aus Dankbarkeit für diese ‚sichere Existenz‘ lässt du dich von ihm gegen deine eigenen Vettern gebrauchen!“

Der mit so bitterem Hohn überschüttete Hund blieb jedoch bei seinen Grundsätzen. „Die Peitsche bekomme

ich zuweilen“, gab er zu, „dafür habe ich aber in meinem ganzen Leben noch nie Nahrungssorgen gehabt und finde auch heute noch vor meiner Hütte jeden Tag einen vollen Futternapf. Du aber kannst dich von der Schönheit deiner Wälder und auch von deiner Freiheit nicht satt essen. Wenn du klug bist, bewirbst du dich auch um einen Dienst bei meinem Herrn, und du wirst bald nicht mehr wissen, was Hunger ist.“

Bei diesem Vorschlag sträubten sich dem Wolf die Haare vor Grauen. „Ich bin entsetzt“, rief er aus, „zu sehen, wie ein nahverwandtes Geschlecht so tief sinken konnte, dass es seine eigene Erbärmlichkeit für einen erstrebenswerten Zustand hält. Meine Freiheit ist mir nicht feil für einen vollen Wanst.“

In diesem Augenblick krachte ein Schuss vom Gutsgebäude her, und der Wolf brach getroffen zusammen. „Siehst du“, triumphierte der Hund, „das hast du von deiner viel gepriesenen Freiheit! Erst ließ sie dich hungern, und jetzt bringt sie dir den Tod. Da bleibe ich lieber in meiner Dienstbarkeit, denn einem lebendigen Hund geht es immer noch besser als einem toten Wolf.“

„Und ich sterbe lieber als Wolf, denn dass ich als Hund leben möchte!“, rief ihm verächtlich der todwunde Wolf zu, streckte sich und war verendet.



Felix Fechenbach mit einem jungen Löwen
(Landesarchiv NRW,
Abteilung Ostwestfalen-Lippe, Detmold)

Justizkritik

Politische Justiz

Gerechtigkeit ist ein schön Ding, aber es gibt auch Justiz.
(Glaßbrenner)

Der Gegensatz zwischen Gerechtigkeit und Justiz ist in der deutschen Republik so gewaltig geworden, dass ihm mit der Reform des Strafgesetzbuches allein nicht beizukommen ist. Nirgends zeigt sich der Widerspruch zwischen dem gesunden Rechtsempfinden des Volkes und den Methoden unserer Rechtspflege deutlicher als in Prozessen mit sozialem und politischem Hintergrund. Bei Betrachtung der politischen Prozesse in Deutschland seit 1919 kommt man immer wieder zu dem Ergebnis, dass gegen rechts und links nicht gleiches Recht gesprochen wird.

In den meisten politischen Prozessen wird gegen Angeklagte, die Republikaner, Pazifisten, Sozialdemokraten oder Kommunisten sind, mit rücksichtslosester Schärfe vorgegangen; sie bekommen die ganze Schwere veralteter Gesetze zu fühlen, und oftmals ergehen gegen sie die unhaltbarsten Urteilssprüche. Ganz anders, wenn ein politisch rechtsgerichteter Angeklagter vor Gericht steht. Alle Möglichkeiten einer Freisprechung werden herausgetüftelt, die strafmildernden Momente liebevoll ergründet und angewandt. Selbst verabscheuungswürdige Rohheitsdelikte, Mordtaten, finden bei manchen Richtern verständnisvolle Milde. Das Gericht weiß die Tat zu entschuldigen und gießt die ganze Fülle seiner Gnadensonne über den „nationalen“ Sünder aus. Man erinnere sich nur an die Femeprozesse.

Auf der gleichen Linie liegt die Behandlung der Zeugen. Der Angehörige irgendeiner „vaterländischen“ Organisation, der ehemalige Offizier, überhaupt jeder „national“

drapierte Zeuge ist der vollkommensten Höflichkeit in der Behandlung durch das Gericht sicher, seine Aussagen werden vollgewichtig gewertet. Aber der links stehende Zeuge, der Reichsbannermann, der Gewerkschafter, Sozialdemokrat und Kommunist ist von vornherein verdächtig; er wird entsprechend behandelt, und seine Aussage erfährt eine Würdigung, die der Einschätzung des Zeugen durch den Richter entspricht. Dass auch bei Schöffengerichten und Schwurgerichten so verfahren werden kann, liegt an der Methode der Auswahl der Laienrichter, bei der größte Willkür herrscht.

Es handelt sich hier keineswegs um Einzelfälle. Im Gegenteil. Es sind Ausnahmen, wenn in politischen Prozessen Angeklagte und Zeugen anders behandelt werden. Daran trägt nicht unser veraltetes Strafgesetz die Schuld, sondern unsere Richter, die ihre alte, aus dem Obrigkeitsstaat überkommene Denkweise, gegründet auf Erziehung und gesellschaftlicher Tradition, unter völlig veränderten politischen Verhältnissen heute noch in der Rechtsprechung politisch betätigen können.

Die Wellen der Revolution, die immerhin einiges Alte weggespült haben und die Möglichkeiten zum politischen Aufstieg der Arbeiterklasse schufen, reichten nicht bis hinauf zur Höhe des Richtertisches. Das Justizwesen blieb unverändert im innersten Kern. So nur ist es immer noch möglich, dass sich die reaktionären Anschauungen vieler Richter in politischen Tendenzurteilen gegen Republik und Republikaner austoben können. Es sei nur an das Spandauer Urteil gegen den Oberamtsanwalt Graf Luis erinnert. Dieser „nationale“ Herr durfte den verstorbenen Reichspräsidenten Ebert schmähen, konnte die Republik als „Mostrichrepublik“ beschimpfen und wurde selbstverständlich ... freigesprochen.

Es soll hier darauf verzichtet werden, ähnliche und schlimmere Fälle aufzuzählen. Aber auf eine verdienstvolle Arbeit sei in diesem Zusammenhang hingewiesen. Die Deutsche Liga für Menschenrechte hat dem Reichsjustizministerium

und den Justizministern der Länder eine Denkschrift über die politische Justiz zugehen lassen. Die Denkschrift ist als Buch erschienen unter dem Titel *Das Zuchthaus als politische Waffe – Acht Jahre politische Justiz*. Dies Buch will ein Kampfmittel sein für die Gerechtigkeit, und das ist es in hohem Maße. Hier wird nicht kritisiert aus Freude am Tadel. Tieferster, ehrlicher Wille, dem Justizunrecht zu steuern, ist hier am Werke. Das Buch verzichtet auf billige Schlagworte und langatmige Anklagen. Aber wertvolles Material gegen die politische Justiz bringt es, Material, das auch die Gleichgültigsten aufrütteln muss.

Deshalb wird das Buch eine wichtige Waffe sein für alle, die im Tageskampf gegen Justizunrecht und -willkür streiten. Justiz Tabellen und vergleichende Gegenüberstellungen von Urteilen gegen rechts und links bei ähnlich gelagertem Sachverhalt geben ein plastisches Bild von der Rechtsungleichheit in der Republik. In der reichen Materialsammlung, die dieses Buch bietet, finden wir alle großen Justizskandale der letzten Jahre wieder: den Prozess des verstorbenen Reichspräsidenten Ebert, den Fall Haas-Magdeburg, die Prozesse gegen den Oberbürgermeister Luppe, gegen Loeb, gegen Stoelzel. Einen großen Teil anderer Prozesse, die ebenfalls nichts anderes bedeuten als Verfolgung von Republikanern. Wir finden, übersichtlich geordnet, Freisprüche wegen Beschimpfung der Reichsfarben und der Republik, Prozesse gegen das Reichsbanner, Hochverratsprozesse, die keine sind, solche, in denen die Gesinnung bestraft wird, die literarischen Hochverratsprozesse und dann die Flut der großen Landesverratsprozesse, die sich geradezu zu einer Seuche ausgewachsen haben. Die Namen Dietz, Quidde, Bullerjahn, Wandt, Fechenbach rufen Erinnerungen an schlimmste Justizwillkür wach.

Dieses Erinnern tut Not, denn wir haben ein verteufelt schlechtes Gedächtnis in unserer schnelllebigen Zeit. Die antisemitische Rechtsprechung, die Prozesse um die Schwarze Reichswehr, die Fememordprozesse, die Eingriffe der Justiz in das Streikrecht, alle diese Fälle, die in

den letzten Jahren die Justizkrise bis zur Unerträglichkeit gesteigert haben, finden hier knappe Würdigung. Gerade in dieser Häufung zeigen die Justizskandale aus den ersten acht Jahren der deutschen Republik, dass nicht vereinzelte Fehlsprüche vorliegen. Vielmehr wird beim Lesen dieses Buches deutlich:

Unsere Justiz ist krank im innersten Wesen, und sie bedarf der Reform an Haupt und Gliedern! Deshalb werden auch praktische Maßnahmen für die Justizreform vorgeschlagen, die ernsteste Beachtung verdienen. Die Rechtsempfindung unserer Richter ist – im besten Falle – unbewusst beeinflusst durch ihre konservative Überzeugung von der Unveränderlichkeit der Wirtschafts-, Gesellschafts- und Rechtsordnung, mit der sie aufgewachsen sind. Aber es gibt viel bösartigere Fälle. Es gibt Richter – besonders in politischen Prozessen – denen nicht nur die Fähigkeit, sondern der Wille fehlt, objektiv Recht zu sprechen.

Noch mehr: Es gibt Richter, die sich bewusst zu Schildknappen antirepublikanischer, nationalistischer und völkischer Bestrebungen machen, die mit voller Absicht die Justiz zu einer politischen Kampfzunge der Reaktion gegen Anhänger der republikanischen Staatsform erniedrigen. Das Zuchthaus ist in den Händen solcher Richter zur politischen Waffe geworden. Das muss einmal ohne Rücksicht gesagt werden. Die Erfahrungen, die in den ersten acht Jahren der Republik bei den verschiedensten politischen Prozessen gemacht wurden, ermächtigen, ja, verpflichten zu dieser Feststellung im Namen des Rechts.

Das Übel liegt in der Person vieler Richter selbst, und deshalb muss die Reform dort einsetzen, wo Möglichkeiten geschaffen werden können, Richter, die gegen den Geist der bestehenden Verfassung verstoßen, zur Verantwortung zu ziehen.

Die Denkschrift der Deutschen Liga für Menschenrechte schlägt dazu eine Reihe von praktischen Maßnahmen vor. Es seien hier nur einige wenige davon schlagwortartig angeführt: öffentliche Durchführung der Disziplinarverfahren

gegen Richter und Erleichterung der Einleitung solcher Verfahren, Erfüllung der Forderung des Preußischen Landtags vom 12. Juli 1922: die Besetzung der obersten Richterstellen und Personaldezernenten durch Republikaner, Ermöglichung des Einspruchs durch den Justizminister bei der Geschäftsverteilung.

Der entschiedenste Kampf gegen die politische Justiz ist eine unabweisbare Notwendigkeit geworden. Und dieser Kampf muss in aller Öffentlichkeit geführt werden. Wie uns keine Freiheit wird, für die wir nicht gelitten, so wird uns kein Recht werden, für das wir nicht gekämpft! Wer sich in diesem Kampf abseits stellt, macht sich mitschuldig an all dem namenlosen Unrecht, das tagtäglich geschieht. Der Kampf gegen die politische Justiz muss solange geführt werden, bis Justiz und Gerechtigkeit wieder eine Einheit sind!

Der Fall Wandt

Der alte Glaßbrenner sagte einmal: „Gerechtigkeit ist eine schöne Sache, aber es gibt auch Justiz.“ Der sinnfälligste Beweis für die Richtigkeit dieser Gegenüberstellung ist heute unbestritten die deutsche Justiz. Und wenn man, wie ich es tue, den Zustand der Justiz eines Landes als Gradmesser für die sittliche Kraft des Volkes anlegt, dann steht es schlimm um das deutsche Volk – sehr schlimm.

Der vierte Strafsenat des Reichsgerichts hat den Antrag des pazifistischen Schriftstellers Heinrich Wandt auf Wiederaufnahme des Verfahrens gegen ihn abgelehnt, obwohl sich der Oberreichsanwalt dem Antrag ausdrücklich angeschlossen hatte. Am 13. Dezember 1923 war Wandt vom fünften Strafsenat des Reichsgerichts zu sechs Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Ehrverlust verurteilt worden. Neun Monate davon waren durch Untersuchungshaft

abgebüßt. Wandt soll nach dem Urteil die Niederschrift der Vernehmung eines gefangenen belgischen Unteroffiziers Debeuckelaere durch einen deutschen Offizier von einem gewissen Z. erhalten haben, der sie aus dem Reichsarchiv entwendet haben soll. Wandt habe diese Urkunde – was er entschieden bestreitet – 1921 einem belgischen Schriftsteller zur Veröffentlichung ausgehändigt. Der belgische Kriegsgefangene Debeuckelaere wird in diesem Dokument als Obmann der aktivistischen flämischen Frontpartei bezeichnet, seine Gewinnung für die deutsche Auffassung als wichtig angesehen. Debeuckelaere habe als Endziel der Frontpartei die Errichtung eines selbständig verwalteten Flandern innerhalb eines freien Belgien und die Herbeiführung eines Verständigungsfriedens zwischen Belgien und Deutschland vertreten. In der angeblich durch Wandt besorgten Veröffentlichung des Schriftstücks erblickte das Gericht „diplomatischen Landesverrat“.

Landesverrat aber liegt nach § 92 RStGB nur vor, wenn das veröffentlichte Schriftstück geheim war und seine Geheimhaltung im Interesse des Deutschen Reiches geboten erschien. Der Staatsrechtslehrer Walther Schücking, als Sachverständiger vom Reichsgericht vernommen, hat die Frage nach der Notwendigkeit der Geheimhaltung des Schriftstücks im Interesse des Reichs verneint. Außerdem hat der Verteidiger in der Verhandlung erklärt, die maßgebende Stelle, das Deutsche Auswärtige Amt, habe ausdrücklich bescheinigt, dass das Dokument Debeuckelaere nicht unter die Schriftstücke falle, die im Sinne des § 92 Staatsgeheimnisse sind. Das dem Gericht überreichte Gutachten ist vom Reichsaußenminister Stresemann unterzeichnet. Der belgische Schriftsteller Wullus ist bereit, eidlich zu bezeugen, dass das Dokument von ihm bereits in seinem ersten Schwarzbuch Ende Juli 1920 veröffentlicht worden ist, also längst bevor Wandt das Schriftstück kennen gelernt hatte. Wullus ist ferner bereit, eidlich zu bezeugen, dass er das Dokument überhaupt nicht von Wandt erhalten hat. Dieser Beweis wurde vom Verteidiger

während der Verhandlung angeboten – vom Gericht aber ohne Begründung abgelehnt!

Nun erfährt man auch die vom Reichsgericht bisher schamhaft verschwiegene Begründung der Ablehnung des Wiederaufnahmeantrags von anderer Seite. Im Wiederaufnahmeantrag wurde einwandfrei nachgewiesen, dass das Dokument Debeuckelaere in Belgien bereits bekannt und veröffentlicht war, bevor es zu Wandts Kenntnis gelangte. Das Reichsgericht aber weiß sich zu helfen. Es begründet die Ablehnung des Wiederaufnahmeantrags damit, dass Teile des Dokuments im Ausland nicht bekannt gewesen und erst durch Wandt der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden seien. Diese noch „geheimen“ Teile des Dokuments sind: Aktenzeichen, Stempel, Datum und Unterschrift!

Das ist nicht etwa ein schlechter Silvesterschertz, sondern die lautere juristische Weisheit des obersten deutschen Gerichtshofs. Der vierte Strafsenat des Reichsgerichts fand wohl keine bessere Möglichkeit, die Unfehlbarkeit des fünften Strafsenats zu retten. Eine Justizmerkwürdigkeit besonderer Art ist auch, dass einer der Richter, die den Wiederaufnahmeantrag abgelehnt haben, bereits dem verurteilenden Senat angehört hat!

Der Fall Wandt ist zum Fall Deutsche Justiz geworden. Er hat aber neben seiner juristischen noch eine andre und zwar eine sehr wichtige außenpolitische Seite. Der verurteilende Senat hat nämlich, um die Notwendigkeit der Geheimhaltung des Dokuments zu beweisen, zu folgender mehr als merkwürdigen Konstruktion gegriffen. Das Urteil sagt wörtlich:

„Maßgebend ist, dass durch den Verrat des Schriftstücks zugleich die belgischen Persönlichkeiten verraten worden sind, mit denen die deutsche Regierung während des Krieges in Verbindung getreten war. Sollte unsre Regierung einmal in die Lage kommen, für ihre Zwecke der Hilfe jener Männer sich von Neuem bedienen zu müssen, was bei einer Veränderung der gegenwärtigen

politischen Lage leicht eintreten könnte, so würde ihr das durch den Verrat bedeutend erschwert sein.“

Wenn Worte einen Sinn haben, dann heißt das doch nichts anderes, als dass die deutsche Republik gegebenenfalls Belgien erneut besetzen könnte und dann der Hilfe der flämischen Aktivisten bedürfte! An eine solche Möglichkeit ist aber nur im Falle eines deutsch-belgischen Krieges zu denken und zwar eines Krieges in ziemlich naher Zukunft, denn die im Dokument genannten Flamen sind nicht mehr sehr jung, und die deutsche Regierung könnte sich ihrer allenfalls noch in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren bedienen. Wenn schon die Richter des Reichsgerichts wahnsinnig genug sind, derartige militärisch-politische Vorstellungen zu hegen und kundzutun, in deutschen Regierungskreisen dürfte man doch ein wenig anders über diese Dinge denken.

Die Unterzeichnung des Vertrags von Locarno wurde als Beginn der Befriedung Europas gepriesen. Durch diesen Vertrag wird aber auch der Einmarsch deutscher Truppen in Belgien für die Zukunft ausgeschlossen. Hat nicht die deutsche Regierung mit der Ratifikation des Vertrages ernsthaft alle Verpflichtungen aus diesem Vertrag übernommen? Glaubt nun die deutsche Regierung nicht, dass durch die Aufrechterhaltung des skandalösen Urteils gegen Wandt mit seiner sonderbaren militaristischen Begründung bei den Vertragsmächten Zweifel an der Aufrichtigkeit der deutschen Regierung geweckt werden müssen?

Wenn man schon beim Reichsgericht einen Justizskandal mit einem noch größeren totschiessen will, so dürfte doch das Auswärtige Amt ein lebhaftes Interesse daran haben, dass im Fall Wandt endlich dem Recht zum Siege verholfen, dass das unhaltbare Urteil aufgehoben und dass der gänzlich unschuldige Heinrich Wandt schnellstens auf freien Fuß gesetzt wird.

Der Klapperstorch und der Staatsanwalt

Dass die kleinen Kinder vom Klapperstorch gebracht werden, ist für den Stuttgarter Staatsanwalt Cuhorst eine ausgemachte Sache. Deshalb hat er auch im trauten Verein mit dem Landgericht in Rudolfstadt die Beschlagnahme von zwei Büchern verfügt, die eine gegenteilige Meinung vertreten. Es sind die beiden Bücher des Berliner Stadtarztes und Leiters der Sexualberatungsstelle am Institut für Sexualwissenschaften Dr. Max Hodann *Bringt uns wirklich der Klapperstorch?* und *Geschlecht und Liebe*. Gegen diese Beschlagnahme erscheint jetzt ein neues Büchlein von Max Hodann im gleichen Verlag, *Unzucht! Unzucht, Herr Staatsanwalt! Zur Naturgeschichte des deutschen Schamgefühls*. Bekannte Pädagogen, Ärzte, Sozialhygieniker und Juristen bekommen dabei das Wort und lesen den Unzuchtschnüfflern die Leviten, dass man seine wahre Freude daran haben kann.

Das Unerhörte der Beschlagnahme des Büchleins *Bringt uns wirklich der Klapperstorch?* begreift man erst in seiner ganzen Größe, wenn man das Büchlein gelesen hat und weiß, in welcher natürlicher und liebevoller Art den Kindern die schwierigen Probleme nahe gebracht werden, und wenn man weiter erfährt, dass das gleiche Buch, das der Stuttgarter Staatsanwalt beschlagnahmt, von der schweizerischen Regierung den Schulen zur Anschaffung und zur Verteilung an die Schulkinder empfohlen wird!

Wie kann sich Hodann aber auch unterfangen, den Kindern das Märchen vom Klapperstorch ausreden zu wollen? Zwar haben die meisten Jugendlichen das Geheimnis der Menschwerdung schon in früherer Kindheit auf irgendeine schmutzige Art von Schulkameraden oder anderen Personen erfahren; die Eltern haben sie aber weiter tapfer mit dem Klapperstorchmärchen belogen und sich damit selbst um das Vertrauen ihrer Kinder gebracht. Das tut nichts. Der Staatsanwalt will es so und damit basta! Mag

die kindliche Phantasie auch noch so sehr beschmutzt werden, der Staatsanwalt hält am Klapperstorch fest und verhindert jede vernünftige Aufklärung, die ja eigentlich zu den – leider nicht erfüllten – Aufgaben unserer Schulen gehört.

Das gleiche Thema, das Hodann in seinem Buche *Geschlecht und Liebe* behandelt, ist Gegenstand des bekannten Buches *Die vollkommene Ehe* von dem holländischen Arzt van de Velde. Dort wird die „Technik der Liebe“ viel eingehender dargestellt, als bei Hodann, aber van de Velde schreibt einen so wissenschaftlichen Stil, benutzt so viele lateinische Zitate und Fremdwörter, dass sein Werk vom Arbeiter schlechterdings nicht gelesen werden kann. Deshalb wurde es auch nicht beschlagnahmt. Aber Hodann wendet sich direkt an das Proletariat, hat eine geradezu hervorragende Begabung, schwierige Probleme in einfachster Weise darzustellen, und behandelt dabei auch einschlägige soziale Fragen. Er ist Sozialist, zwar parteiloser Sozialist, aber immerhin Sozialist; schon das ist für den Staatsanwalt verdächtig. Hodanns Buch *Geschlecht und Liebe* ist von hohem wissenschaftlichem Wert, geschrieben aus sittlicher Verantwortung heraus und erfüllt von dem heißen Streben, der gequälten Menschheit in ihrer Sexualnot zu helfen.

Aber das Entscheidende für den Staatsanwalt bleibt: Van de Velde wendet sich an die Besitzenden. Er mag passieren. Hodann will der Arbeiterschaft helfen. Unerhört! Dazu sagt Dr. Frosch:

„Zu wissen, wie man sich vor unerwünschten Folgen des Geschlechtsverkehrs schützt, ist allenfalls der Schicht erlaubt, der auch Richter und ähnliche Stützen der Gesellschaft angehören, nimmermehr aber den Proleten, deren Aufgabe es sei und bleibe, mit möglichst wenig Vergnügen möglichst viel Kinder in die Welt zu setzen.“

Stadtarzt Dr. Bejach teilt mit:

„Hodanns Werke liegen im Lesesaal des Gesundheitsamtes Kreuzberg – einer Zentralstelle der hygienischen

Volksbelehrung für den östlichen, südöstlichen und südlichen Teil Berlins – auf und erfreuen sich allerstärkster Lektüre. Auf eine Anzeige an den Polizeipräsidenten, dass im Gesundheitsamt Kreuzberg „unsittliche Literatur“ dargeboten werde, wurde auf meine mündliche Darlegung hin die Anzeige ohne Weiteres zu den Akten gelegt.“

Dr. Bejach erklärt die Beschlagnahme für einen der größten Missgriffe, der je bei der Verfolgung wissenschaftlich exakter Literatur begangen ist.

Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld, der bekannte Direktor des Instituts für Sexualwissenschaften, schreibt:

„Ich bin entzückt über die meisterliche Art, in der in diesem Werk strenge Wissenschaftlichkeit, lauterste Gesinnung und allgemeinverständliche Darstellung verbunden sind. Hier spricht kein Gelehrter vom hohen Katheder, sondern redet ein Mann zu seinen Brüdern und Schwestern und reicht ihnen Gaben dar aus dem reichen Schatz seines Wissens und seiner Erfahrung, um die sexuelle Not zu lindern, die nicht weniger verbreitet und erdrückend ist als die soziale Not.“

Oberschulrätin Genossin Anna Siemsen:

„Dass solche für alle Kreise notwendigen und ganz unentbehrlichen Bücher in Deutschland polizeilich beschlagnahmt werden können, ist ein bedauerliches Zeichen dafür, welches Maß gesellschaftlicher Heuchelei, Verantwortungslosigkeit amtlicher Stellen und bürokratischer Willkür wir erreicht haben.“

Nur diese kleine Auswahl von Äußerungen aus dem neuen Büchlein *Unzucht! Unzucht, Herr Staatsanwalt!* sei hier angeführt. Aber noch auf eine andere Kampfschrift *Gegen die Unzuchtschnüffler der deutschen Justiz* von Professor Friedrich S. Krauß, Wien, die sich ebenfalls mit dem Verbot der Hodannschen Bücher befasst, sei hier hingewiesen. Professor Krauß führt eine erfrischend deutliche Sprache gegen den Stuttgarter Staatsanwalt, der schon durch seine *Simplicissimus*-Verfolgungen sich reichlich blamiert hat. Er

klagt den Staatsanwalt des Amtsmissbrauchs an und zeigt an einer Reihe von Beispielen die ganze Unsinnigkeit der Unzuchtschnüffelei in Deutschland.

Aber da kommt der Stuttgarter Staatsanwalt Cuhorst und erklärt, dass die beiden Bücher Hodanns für jeden normal fühlenden Menschen anstößig seien, und dass damit nur auf die Geilheit der Leser spekuliert werde. Wie sagt doch Wilhelm Busch?

„Ach ja, ja, ich sag es immer,
Diese Welt wird schlimm und schlimmer,
Und die Frömmigkeit nimmt ab!“

Dagegen hilft nur der § 184 des Strafgesetzbuches, der behufs Verhinderung der Verbreitung unzüchtiger Schriften erfunden wurde. Zwar handelt es sich hier um wissenschaftliche Bücher, und Artikel 142 der Weimarer Verfassung sagt: „Die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei.“ Artikel 118 fügt hinzu: „Jeder Deutsche hat das Recht, seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise frei zu äußern. Eine Zensur findet nicht statt.“ Aber wozu haben wir ein Strafgesetzbuch, und vor allem, wozu haben wir unsere Staatsanwälte? Also immer feste verbieten. Es handelt sich ja um Bücher, die sich an das Proletariat wenden, um Bücher, die den Proleten helfen wollen.

Der Kampf gegen die Unzuchtschnüffler in der deutschen Justiz muss in aller Öffentlichkeit geführt werden, denn er ist nichts anderes als ein Teil des Kampfes gegen die deutsche Klassenjustiz überhaupt, mit der die Arbeiterschaft am Wahntag, wie mit der gesamten Reaktion, gründliche Abrechnung halten wird.

Die Straßen und Gossen Berlins

Von Tür zu Tür

Die gesteigerten Anforderungen, die der moderne Produktionsprozess an den Arbeiter stellt, nehmen vielen Tausenden von älteren Proletariern, wenn sie einmal arbeitslos geworden sind, alle Hoffnung, je wieder eingestellt zu werden. Der Moloch Kapital will junge, unverbrauchte Kräfte zur Ausbeutung. Über 50 Jahre alt, ist man zu jung, als dass man Invalidenrente beziehen könnte, aber doch schon zu alt, um noch Arbeit zu bekommen. Die Tragik des alternden Arbeiters. Aus der Arbeitslosenversicherung und der Krisenfürsorge ausgeschieden, bleibt nur noch die Unterstützung der Wohlfahrtsämter. Die reicht nicht überall zu, und so kommt mancher dieser zur Dauerarbeitslosigkeit Verurteilten auf der Suche nach einem Erwerb zum Hausiererhandel.

Ein kleiner Vorrat Schnürsenkel, Knöpfe, Zwirne und ähnliches wird eingekauft. Damit geht der Hausierer von Tür zu Tür, halb Händler, halb schon ein Bettler. Um feststellen zu können, was man bei diesem mühseligen Gewerbe erlebt und was es finanziell abwirft, bin ich selbst zwei Abende als Hausierer durch Berlin gegangen. Dabei war ich mir klar darüber, dass der wirkliche Hausierer, den die Not zu seinem Beruf zwingt, manches anders empfinden wird als ich, der Amateur.

Er zieht mit seinem „wandelnden Warenhaus“ los in dem Bewusstsein, dass er verkaufen und verdienen muss, weil er sich sonst nicht satt essen kann. Das lastet auf ihm den ganzen Tag, lässt ihn die Demütigungen, die er da und dort erdulden muss, noch drückender empfinden, und wenn er nach zehn Stunden Arbeit noch nicht genügend verdient hat, wird er trotz Müdigkeit und Kälte noch bis in die späte

Nacht hinein in Kaffeehäusern und Wirtschaften hausieren, bis er wenigstens das Allernötigste erworben hat. Und oft genug wird er schlechte Tage haben, besonders wenn er sich darauf beschränkt, Privatwohnungen zu besuchen. Wie wenig ertragreich ein solcher Marsch von Tür zu Tür sein kann, erfuhr ich auf dem Kurfürstendamm.

Um 16 Uhr begann ich meine Tour. Fast an jedem der protzigen Portale lese ich auf einer Tafel die Aufschrift: „Aufgang nur für Herrschaften“, und am Nebeneingang „Für Dienstboten und Lieferanten“ ist ein anderes abweisendes Schild befestigt: „Betteln und Hausieren streng verboten!“

Man will nicht belästigt werden. Trotz aller Schilder und Verbote klinge ich am nächsten Portal. Meine Waren habe ich in einem geschlossen Kasten. Der elektrische Türöffner knackt. Ich trete ein. Eine breite Marmortreppe, mit weichem Teppich belegt, führt nach oben zu den „herrschaftlichen“ Wohnungen. Kaum bin ich drei Schritte gegangen, werde ich schon vom Portier angehalten, der aus seinem Fensterchen heraus meine ärmliche Kleidung mit misstrauischen Blicken misst und sofort fragt: „Zu wem wollen Sie?“ „Ich möchte hier etwas verkaufen.“ Dabei öffne ich meinen Kasten. „Hier dürfen Sie nicht rauf! Jehn Sie man um de Ecke in Nebenaufgang.“ Dabei zeigt er mit seinem dicken Daumen über die Schulter weg.

Ich trolle mich wieder und gehe um die Ecke. An das Schild „Betteln und Hausieren verboten“ kehre ich mich nicht und steige die enge, dunkle Wendeltreppe hinauf. Eng und dunkel sind fast alle Hintertreppen im „vornehmen“ Westen. Was am Hauptaufgang verschwendet wurde, hat man hier gespart. Vier Treppen steige ich hoch. Ganz oben will ich anfangen, gebe mir einen Ruck und klinge. Meinen Kasten halte ich jetzt offen vor mir. Die Tür geht gerade nur so weit auf, dass die Frau, die dahinter steht, noch heraussehen kann. Ich sage mein Sprüchlein herunter: „Brauchen Sie Schnürsenkel, Sicherheitsnadeln, Zwirn, Kragenknöpfchen ...?“

Weiter komme ich nicht. Die Türe wird mir wortlos vor der Nase zugeschlagen. Ein wenig ermunternder Anfang. Gegenüber wird nur der Schieber hinter dem kleinen Guckloch beiseite geschoben und die Tür gar nicht erst geöffnet. Im dritten und zweiten Stockwerk habe ich auch kein Glück. Im ersten Stock sagt mir das Zimmermädchen:

„Wenn Sie früher gekommen wären, gerne. Aber jetzt, so kurz vor dem Ersten, kann ich Ihnen nichts abkaufen.“

„Vielleicht braucht die Frau Professor etwas?“ „Die Herrschaft erlaubt nicht, dass ich für sie kaufe. Von einem Hausierer schon gar nicht. Und ich selbst kann nichts kaufen ... Ich habe ja weniger wie Sie.“ Mit einem bedauernden Achselzucken schließt das Mädchen die Türe.

Ich gehe wieder auf die Straße. In acht Wohnungen hatte ich für keinen roten Heller verkauft. Das nächste Haus. Trotz meiner Erfahrung von vorhin, klingele ich wieder am Hauptportal. Diesmal wird nicht geöffnet. Die Portierloge hat hier ein Fenster zur Straße. Ein schnauzbärtiges Gesicht fährt mit scharfem Ruck durch die Fensteröffnung. Ich sage, warum ich ins Haus will. Da komme ich aber schön an. Im Feldwebelton werde ich angefaucht: „Sie sin woll nich rekt jescheit? Wat fällt Ihn denn ein, hier zu klingeln? Wann Se sich nich gleich dünne machen, denn werd ick Ihn wat zeigen, Sie unvaschämta Kerl, Sie ...“ Drohend gereckte Fäuste unterstreichen die Ernsthaftigkeit dieser Schimpfkanonade. Ich verdufte, so schnell ich kann. Beim nächsten Hauptaufgang versuche ich's jetzt schon gar nicht mehr. Ich bin bescheidener geworden.

Treppensteigen, Klingeln, Abweisungen, Treppensteigen, Abweisungen und wieder Abweisungen. Niemand will kaufen. Endlich im vierten Haus habe ich Glück, nachdem ich ganz dringend gebeten habe: „Bitte kaufen Sie doch etwas. Ich habe heute noch gar nichts verkauft.“ „Haben Sie irgendetwas für einen Groschen? Einen Brief Nähadeln vielleicht?“

Das Geschäft kommt zustande, und ich stecke meinen ersten sauer erworbenen Groschen in die Tasche.

Zwei Stunden steige ich Treppen, gehe von Tür zu Tür am Kurfürstendamm und in seinen Nebenstraßen. Die Erfahrungen, die ich mache, sind überall die gleichen: unwillige Gesichter hinter einem schmalen Türspalt, vorgelegte Sicherheitskette und ärgerliche Bemerkungen über die Störung, da und dort ein bedauerndes Wort, dass man nichts brauche. Wo ein Guckloch in der Tür ist, wird meist gar nicht geöffnet. Einmal hat mir ein Mann polternde Vorwürfe gemacht: „Schämen Sie sich! So ein junger Mann und hausieren! Arbeiten Sie, Sie Faulenzer!“

Und krach – flog die Tür mit lautem Knall zu, ehe ich noch etwas erwidern konnte. Verkauft hatte ich nur vor fünf Türen, dabei dreimal an Hausangestellte. Man nahm jeweils Zehn- und 15-pfennigartikel, insgesamt für 60 Pfennige. Davon war die Hälfte Verdienst. Ich hatte also in zwei Stunden 30 Pfennige verdient. Meine Spesen für Straßenbahn waren aber noch nicht abgerechnet. Später habe ich mir sagen lassen, das Hausiergeschäft sei nirgends so schlecht, wie gerade in Häusern mit einem besonderen Aufgang für Herrschaften.

Um 18 Uhr fahre ich zum Nollendorffplatz. Ich stelle mich am Eingang zur Untergrundbahn auf und halte meinen geöffneten „Bauchladen“ vor mich hin. Die Zeitungsverkäufer rufen die Abendblätter aus. Autos sausen vorbei, die Straßenbahn rattert vorüber. Der Platz glüht und strahlt im Glanz der Lichtreklame. Die Untergrundbahn speit Menschenmassen aus, andere Massen drängen zum Eingang. Arbeiter, Angestellte, Nichtstuer. Alle gehen sie an mir vorbei, keiner kauft. Die einen machen einen weiten Bogen um mich herum, die anderen schauen absichtlich nach der entgegengesetzten Seite. Kurze, wortlose Abwehrbewegungen der Männer, neugierige und mitleidige Blicke der Frauen und Mädchen. Immer neue Massen drängen und hasten vorbei; immer das gleiche Bild. Einmal drückt mir jemand fünf Pfennig in die Hand und geht schnell weiter. Zwei Frauen in Pelzmänteln kaufen mir zwei Paar Schnürsenkel ab, geben 50 Pfennige und lassen sich nichts zurückgeben.

Es ist kalt. Mich friert. Die Finger werden mir steif. Aber ich kann die Hände nicht in die Taschen stecken, weil ich meinen Kasten halten muss. Eine volle Stunde stehe ich so am Nollendorfplatz. Um 19 Uhr packe ich meinen Kram zusammen, da der Straßenhandel nicht länger gestattet ist, und fahre nach Hause.

Am andern Abend versuche ich's am Alexanderplatz. Ich stehe an einer Ecke neben einer Zeitungsverkäuferin, die ebenso wie ich eine Weile nichts verkauft. Sie kommt auf mich zu und klagt: „Det Jeschäft is heute wieda mal beschissen!“ „Na, Zeitungen gehen doch besser wie mein Kram?“ „S' is nischt los. Det mit'n Krantz-Prozess, det war'n Jeschäft. Da ham wa nich jenug Zeitungen haben können. Denn war'n die Leute janz varrück't mit dem Amanullah. Aba det wächst ihn nu schon wieda zum Hals heraus ...“ Da verlangt ein Passant eine Zeitung, und jeder von uns widmet sich wieder seinem Geschäft.

Ich verkaufe in drei viertel Stunden fast gar nichts und schliesse um 19 Uhr meinen Laden. In einem kleinen Café wärme ich mich auf und beginne um 20 Uhr meine Tournee durch die Lokale hinterm Alexanderplatz.

Ich besuche kleine Cafés und Wirtschaften. Ein kurzer Gruß zum Schanktisch hinüber. Der Wirt nickt mit dem Kopf. Das nehme ich als Erlaubnis, dass ich hier verkaufen darf. Nur selten werde ich darauf aufmerksam gemacht, dass nach 19 Uhr der Hausierhandel verboten ist. Dann interveniert aber meistens ein Gast gutmütig beim Wirt: „Na, lass ihn schon; der handelt doch nich zum Vagniegen.“ Und ich kann ungestört von Tisch zu Tisch meine Waren anbieten. Die Gäste sind meist Arbeiter und kleine Angestellte. Wo eine Gesellschaft beim Kartenspiel sitzt, werde ich unwirsch abgewiesen. Sonst aber ist man freundlich zu mir. Fast in jedem Lokal verkaufe ich etwas. Langsam mehren sich die Groschen in meiner Tasche.

Ich komme in dunkle Gassen. In den Lokalen, die ich hier aufsuche, sitzen Zuhälter und geschminkte Mädchen, die sich aufwärmen. Musik und Tanz und lustige Stimmung

finde ich da und dort. Das Geld sitzt bei diesen Leuten locker in der Tasche. Ich verkaufe leicht. Zuweilen eine freundliche Flachserei, aber nirgends Grobheiten wie im Westen. Dann komme ich wieder in Arbeiterlokale.

Von 20 bis 22 Uhr bin ich von Wirtschaft zu Wirtschaft gegangen und hatte insgesamt 1,70 Mark Reinverdienst. Zwei Umstände hatten das gute Geschäft begünstigt. Es war Freitag, also Lohntag, da sind viele Gäste in den Lokalen des Ostens und haben ein paar Mark in der Tasche. Dann aber ist am Abend nach 19 Uhr – die Zeit, in der die Lokale am stärksten besucht sind – der Handel verboten, sodass ich wenig Konkurrenz hatte.

Aber gleichviel, ob der Hausierer seinen Erwerb im Osten oder Westen sucht, ein mühseliges Pfenniggeschäft bleibt der Hausierhandel immer!

„Trink, Brüderlein, trink ...“

Am Hauseingang verkündet eine Tafel, dass sich hier die Städtische Fürsorge für Alkoholkranke befindet. Ich gehe die Treppe hinauf und komme ins Sprechzimmer. Ein freundlich eingerichteter, heller Raum mit Schreibtisch und Aktenschränken. Die Fürsorgerin in weißem Mantel gibt mir bereitwilligst über alles Auskunft.

Patienten kommen und gehen, Frauen erstatten Anzeige gegen ihre Männer wegen Trunksucht, Fürsorger und Helfer geben Bericht über Hausbesuche und besprechen einzelne Fälle mit der leitenden Fürsorgerin. Es ist erstaunlich, wie viel Ruhe und Geduld diese Fürsorgerin für ihre Patienten aufbringt, wie sie auf alles eingeht, was die Trinker und ihre Angehörigen bedrückt. Hier wirkt nicht die Beamtin, sondern der verstehende, hilfsbereite Mensch. Man merkt deutlich, wie eine Welle des Vertrauens aufsteigt, vom Patienten zur Fürsorgerin. Und Vertrauen ist

wohl die erste Voraussetzung dafür, dass überhaupt geholfen werden kann.

Da kommt ein Trinker, der schon einige Zeit befürsorgt wird. Er ist nicht mehr ganz nüchtern. Die geröteten Augen tränen, und mit weinerlicher Stimme trägt der Patient sein Anliegen vor. Er wohnt in einer Schlafstelle, kann die Miete nicht bezahlen und darf nun nicht mehr in die Wohnung. Die Fürsorge hatte ihm Arbeit besorgt, aber der Lohn wurde, wie fast stets vorher, vertrunken. Die Fürsorgerin fragt: „Na, sagen Sie mir mal, wann Sie das letzte Mal getrunken haben ...?“ „Wissen Se, Se komm' mir vor wie'n Detektiv“, weicht der Patient aus. Die Fürsorgerin, die alle gelinderen Mittel schon versucht hat, will den Trinker in einer Heilstätte unterbringen, sagt ihm, er müsse einmal zur Erholung weg. Davon will er aber zunächst nichts wissen: „Nee, nee! Ick will reell weiterleben! Wenn ick Ihnen sage, dass ick nich' mehr trinke, denn is det so. So'n Mann bin ick ...!“ Aber die Fürsorgerin scheint nicht mehr viel Vertrauen zu seiner Willensstärke zu haben. Ein Telefongespräch mit dem Wohlfahrtsamt, ein anderes mit dem Arzt der Trinkerfürsorge. Dann bedarf es noch viel Geduld und Überredungskunst, bis der Patient schließlich mit zum Arzt geht. Dort wird er untersucht und seine Unterbringung in eine Trinkerheilstätte befürwortet. Das Wohlfahrtsamt trägt die Kosten.

Am Montag kommen die meisten Anzeigen gegen Trinker. Gewöhnlich sind es die Ehefrauen oder Mütter, die zur Fürsorge gehen und den ganzen Jammer schildern, den der Trinker in die Familie gebracht hat. Da kommt eine sauber gekleidete Frau. Sie war Kriegerwitwe und hat zum zweiten Mal geheiratet. Vier Kinder sind da. Der Mann ist Trinker und zurzeit arbeitslos. Die Arbeitslosenunterstützung gibt er meist seiner Frau. Aber nicht immer. Mit der Ziehharmonika geht er auf die Höfe und spielt und singt. Das erlöste Geld vertrinkt er. Diesmal hat er wieder, wie schon oft vorher, auch die Unterstützung vertrunken und kam wieder einmal zwei Tage und Nächte nicht nach Haus.

Als er endlich in die Wohnung polterte, war er sternhagelbetrunken und schlug alles kurz und klein. So kommt er oft nach Hause, und dann setzt es immer Prügel für Frau und Kinder. Die Frau bittet dringend, den Mann doch in einer Trinkerheilstätte unterzubringen. Er sei selbst damit einverstanden. Der Patient wird zur Untersuchung bestellt und kommt voraussichtlich in eine Heilstätte.

So geht es den ganzen Vormittag während der Sprechstunde. Aber so einfach wie hier liegen nicht alle Fälle. Oft weigert sich der Trinker, zur Fürsorge zu kommen. Dann muss die Polizei helfen. In ganz schlimmen Fällen wird das Entmündigungsverfahren eingeleitet, und der Trinker kommt zwangsweise in eine geschlossene Anstalt.

Im engsten Zusammenwirken mit Wohlfahrtsamt, Jugendamt, Schulpflege, Säuglingsfürsorge, Geschlechtskrankenfürsorge, Eheberatung, Gericht und Polizei arbeitet die Trinkerfürsorge. Von all diesen Stellungen kommen Meldungen an sie. Zuweilen kommen die Trinker auch selbst und bitten um Hilfe. In leichteren Fällen genügt die Beratung und Aufnahme in eine Abstinenzorganisation. Oft kommt es zur Sorgerechtsentziehung für die Kinder, oder die Wohlfahrts- oder Arbeitslosenunterstützung wird nur in Gestalt von Lebensmitteln oder in bar direkt an die Ehefrau verabfolgt. Solche Maßnahmen sind in manchen Fällen schon von Erfolg. Daneben laufen dann ständige Hausbesuche durch die Fürsorgerin oder ihre Helfer.

Man hat mit Recht erkannt, dass soziales Elend das Trinken begünstigt, dass schlechte Wohnverhältnisse den Trinker in die Kneipe führen. Deshalb werden die Befürsorgten in der Wohnungs- und Arbeitsvermittlung bevorzugt. Aber in schweren Fällen kommt man mit diesen Maßnahmen nicht aus. Da hilft dann nur noch die Trinkerheilstätte, in die die Unterbringung meist mit Einwilligung des Patienten erfolgt. Die Familie bezieht während dieser Zeit Kranken- oder Wohlfahrtsunterstützung.

Man gewinnt nur schwer die Ohren der Öffentlichkeit, wenn von den Schäden des Alkoholismus die Rede ist. Ein

stilles, verstehendes Lächeln überall. Schließlich trinkt man ja selbst einmal ein Glas. Was ist da schon dabei? Wird aber einer zum notorischen Säufer, bringt sich und seine Familie dadurch ins Elend, dann bekommt er von denen einen Fußtritt, die vorher so verständnisvoll gelächelt haben.

Der Alkoholkonsum, der während des Krieges stark zurückgegangen war, stieg in der Nachkriegszeit wieder gewaltig an. Im Jahre 1927/28 wurden in Deutschland 4,7 Milliarden Mark für alkoholische Getränke ausgegeben! Das sind 74,5 Mark auf den Kopf der Bevölkerung! Gegenüber 1924 bedeutet das eine Verdoppelung der Alkoholausgaben. Aus diesem Riesenverbrauch an alkoholischen Getränken ergaben sich gewaltige Profite für das Alkoholkapital. Die Gewinnziffern einiger weniger Brauereien aus dem letzten Jahre zeigen das. So hatte die Berliner Kindl-Brauerei einen Reingewinn von 1.500.000 Mark und verteilte 22 Prozent Dividende, die Löwenbrauerei München 2.578.000 Mark Reingewinn und die Schultheiß-Patzenhofer-Brauerei einen Reingewinn von 1.035.000 Mark; sie verteilte 15 Prozent Dividende, dazu elf Prozent Gratisaktien!

Die Gewinnseite des Alkoholkontos ist für die Aktionäre der Brauereien recht erfreulich. Das Verlustkonto wird leider in der Hauptsache von der Arbeiterschaft bestritten. Es soll hier gar nicht im Einzelnen von der gesundheitlichen Schädigung und von der Verelendung der Familien der Trinker gesprochen werden, von der man ja immer erst dann erfährt, wenn sie ins Unerträgliche gestiegen ist.

Nach einer Erhebung der Leipziger Ortskrankenkasse steigt die Unfallhäufigkeit bei Trinkern um mehr als das Dreifache, vor allem bei Unfällen mit Folgen von langer Dauer. Die gesundheitlichen Folgen des Alkoholismus haben viele Trinker in Krankenhäuser und Irrenanstalten gebracht. Wie viel Tausend Frauen und Kinder stehen hinter diesen durch Trunksucht ins Elend gekommenen Männern ...?

Im Keller der Entwurzelten

Nächtliche Straßen im Osten. Ragende Mietskasernen säumen sie ein. Still und düster liegen sie da, nur spärlich erleuchtet von ein paar Gaslaternen. Es geht auf Mitternacht. Da sind diese Straßen, fern dem lärmenden Trubel des eleganten Westens, fast wie ausgestorben. Nur hier und da trottet ein nächtlicher Passant die Häuserreihe entlang und verschwindet im Eingang eines Kellerlokals. Matter Lichtschein fällt von dort auf den Bürgersteig. Es gibt viele solcher Nachtlokale im Osten, und sie haben oft abenteuerliche Gäste. Die Polizei weiß, dass hier so mancher ein- und ausgeht, der den „Grünen“ nicht „grün“ ist. Aber im Allgemeinen bleiben diese nächtlichen Keller unbehelligt. Nur wenn es einen großen Fang gilt, kommt Polente ...

Wir suchen einen der bekannten Keller auf, steigen acht schmutzige, ausgetretene Steinstufen hinunter und kommen in einen kleinen, qualmerfüllten Raum. Er ist kaum mehr als 15 Quadratmeter groß. Die schmutzigen Wände sind durch dicke Pinselstriche von ungelenken Händen mit Trinksprüchen bemalt. Hinter dem Schanktisch steht ein stämmiger Kneipwirt mit aufgekremelten Hemdsärmeln. Neben ihm sein nicht weniger kräftiger Gehilfe. Klobige Tische stehen herum, wackelige, grün gestrichene Bänke daneben. Es gibt auch ein paar Stühle. Die Gäste sind alle Stammkunden. Mancher von ihnen hat schon sein „Ding gedreht“. Verwegene Burschen sind darunter. Die Mütze mit zuweilen schmalem, weißem Rand am Mützenschild keck auf den Kopf gedrückt, die Hände in den Hosentaschen; so stehen die meisten vorn am Schanktisch und reden eifrig aufeinander ein. Unwillkürlich bringt man die kräftigen Arme des Wirts mit nachdrücklich „Ruhe stiftender“ Betätigung unter diesen Gästen in Verbindung. Volles Licht fällt von der einfachen Deckenbeleuchtung auf die Gruppe am Schanktisch und lässt die Elendszüge in den

Gesichtern deutlich erkennen. Aus manchen Augen flackert ein lauernder, unsteter Blick.

In der hinteren Ecke des Lokals ist's ein wenig düster. Dort sitzen zwei männliche Gestalten, die Arme breit auf den Tisch hingefläzt, und dösen dumpf vor sich hin. Sie sitzen den ganzen Abend so, was auch im Keller vorgeht. Ein Mädchen rechnet seinen schmalen „Verdienst“, dem es auf der Straße des Ostens nachgeht, mit seinem Zuhälter ab. Die ärmliche Ausstattung des Kellers passt zu der dürftigen Kleidung der Gäste. Keiner trägt einen Mantel, obwohl es draußen kalt ist. Dazu reicht's nicht. Nur die Mädchen, die da sind, heben sich durch eine billige Eleganz von den männlichen Besuchern ab. Aber auch sie haben mit den Männern eines gemeinsam: Sie tragen alle den Stempel des Elends auf der Stirn.

Gegenüber dem schmalen Eingang steht ein altes Klavier. An der Wand daneben ist in dicken Pinselbuchstaben zu lesen: „Die Musik hat Durscht!“ Ein Musikfreudiger stiftet einen Becher Bier, und der Klavierspieler hackt auf das verstimmte Instrument los. Es kommen noch ein paar Gäste. Zwei Mädels und ein paar junge Burschen, schon ein wenig angetrunken. Einer zahlt eine Stubenlage. Da kommt Leben in die Bude. Der Mann am Klavier spielt bekannte Melodien und singt dazu Texte, die dort unten in nächtlichen Kellern oder hinter Mauern und Gittern entstanden sind. Eines der Mädchen plärrt unaufhörlich aus ihrer Ecke dazwischen: „Spiel' doch: *Paris, du Stadt der Liebe! Paris, du Stadt der Liebe! ...*“ Aber es bekommt seinen Willen nicht. Die Stubenlage hat Stimmung gemacht, und man singt. Erst zotige Lieder der Gosse, dann Sentimentales und Sehnsucherfülltes, Lieder voll bitterer Selbstironie und Verbrecherballaden, wie diese:

„Zur Stunde der Gespenster,
Da stieg aus einem Fenster
Ein Mann, der stehlen wollt geh'n,
Weil der Mond scheint so schön.

Doch da ereilt ihn das Geschick,
Ein Schutzmann packt ihn im Genick,
Und er musst im ‚Grünen Karren‘
Nach dem Alex’platz hinfahren ...“

Gleich setzt eine andere Melodie ein: „Weißt du, Mutterl, was mir träumt hat?“ Ein anklagender Text dazu. Das Kind hat vom Vater im Zuchthaus geträumt und hält ihn für einen Verbrecher. „Ach nein, mein Kind“, so sprach die Mutter,

„Dein Vater ist ein braver Mann:
Er war nur einmal schwer betrunken
Und ward zur Wut gereizt alsdann.
Und geht es gegen Arbeitsleute,
Sind wir ja doch im Deutschen Reich,
Und geht es gegen Arbeitsleute,
Nimmt man die schwersten Strafen gleich.“

Zu manchen Melodien tanzt eines der Mädchen auf dem engen Raum zwischen Mitteltisch und Bierausschank. Es ist das gleiche Mädchen, das so ausdauernd nach *Paris, du Stadt der Liebe!* verlangt hat. Es ist frischer und unverbraucher als seine Kolleginnen und scheint noch nicht lange beim „Gewerbe“ zu sein. Ein wenig angeheitert, auf dem Kopf einen bunten Indianerschmuck, tanzt es wild und leidenschaftlich in toller Ausgelassenheit. Sentimentalität, rüdeste Zotigkeit, Verbrechen, Anklage und tollste Ausgelassenheit liegen bei diesen Menschen aus der Tiefe ganz nahe beieinander. Man singt, singt ohne Wahl. Man trinkt und singt und tanzt, um zu vergessen, und sei’s nur für ein paar Augenblicke.

Kurz vor Mitternacht gab’s eine kleine Artistenvorstellung im Keller. Ein stämmiger Mann kommt von der Straße herunter und sagt, während er den Oberkörper entblößt, sein Sprüchlein auf: „Aufgepasst, meine Herrschaften! So etwas haben Sie noch nicht gesehen! Als Kind war ich dünn

wie ein Aal, so gewandt wie eine Schlange. Sehen Sie hier, diese beiden Muskeln – ohne Konkurrenz – ärztlich untersucht!“ Dann lässt er seine Muskeln spielen, hält den Atem an, die Brust weitet sich, und die Hüften werden erschreckend schmal. Er schlägt sich mit geballter Faust gegen den Leib, dass es dröhnt, dann presst er beide Hände in die Hüften und ruft sich triumphierend im Kreise umsehend: „Sehen Sie, dünner als eine Jungfrau!“

Jetzt kommt die Hauptattraktion. Der Athlet wählt sich zwei junge Burschen aus. Die stellen sich eng nebeneinander, fassen mit den Händen einen Lederriemen, an dem der Athlet sie nun in die Höhe stemmt. Die beiden Burschen liegen zwar mehr auf dem Rücken des „starken Mannes“, als dass sie am Riemen hängen, aber die Zuschauer geizen trotzdem nicht mit Beifall. Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert. Die Mütze geht als Klingelbeutel herum, und mancher Sechser wird hineingeworfen. Dann etabliert sich der Mann als ein Wahrsager und liest das kunterbunteste Zeug aus den Linien der Hand.

Vorn am Schanktisch war ein Mann auf einem Stuhl eingeschlafen. Der linke Arm hängt über die Stuhllehne, die rechte Hand liegt auf der Hosentasche. Ein anderer hantiert an dieser Tasche herum. Ein kleiner Kreis Neugieriger schaut mit gespanntestem Interesse zu. Mit einem vorsichtigen Griff holt der merkwürdige Gentleman dem Schlafenden vier Mark und einige Groschen aus der Tasche. Anerkennendes „Bravo“ ringsum. Einer aus dem Kreis wendet sich an den Taschenkünstler und macht ihm Vorhaltungen. Der aber erklärt, die Sache gehe in Ordnung. Er habe mit dem Schlafenden eine Wette darüber abgeschlossen, wer den anderen besser bestehlen könne. Ich muss unwillkürlich an Johann Peter Hebels Meisterdiebe denken, an den Heiner, den roten Dieter und den Zundelfrieder. Aber da entstehen plötzlich Meinungsverschiedenheiten über die merkwürdige Wette, und mein Begleiter gibt mir einen Wink, es sei jetzt an der Zeit, zu verduften. Wir bezahlen schnell und

steigen wieder in die Oberwelt, in die stille, nächtlich-kühle Straße.

Die honetten Bürger sind mit ihrem Urteil über diese unterirdische Welt schnell fertig: „Verbrecher“, sagen sie und rümpfen verächtlich und voll Ekel ihre wohl gepflegten Nasen. Aber die unten in der Tiefe kommen nicht alle aus der Gosse. Viele hatten einst einen harten, aber ehrlichen Arbeitsberuf. Durch irgendein tragisches Schicksal wurden sie entwurzelt und aus der Bahn geworfen. Und mancher ist erst hinter Gittern, auf der „Hochschule des Verbrechens“, zum Verbrecher geworden. Aber die in der Sonne leben, sehen nur das Ergebnis, wollen die Ursachen nicht erkennen. Nicht Verachtung und Ekel steigen auf, wenn man verstehend in diese unterirdische Welt geschaut hat, sondern Mitleid, grenzenloses Mitleid mit diesen Entwurzelten, Gehetzten und Hoffnungslosen, die oft an der Gesellschaft nicht soviel gesündigt haben, wie die Gesellschaft an ihnen.

Die Toten klagen an

Die Zeit drängt, die Zeit rast. Nirgends mehr als in der Großstadt. Alles hastet, alles eilt, niemand hat Zeit. In aller Eile wird gegessen, in Eile wird die Zeitung gelesen. Gedankenlos überfliegen täglich Millionen die Spalten. Die Aufmerksamkeit wird nur durch eine große Sensationsnachricht geweckt: „Ein Ozeandampfer mit 1.500 Passagieren gesunken. Zahl der Toten noch unbekannt.“ Das fesselt, wird gierig verschlungen.

Aber die kleinen Polizeinachrichten? Kaum, dass man davon Notiz nimmt. Und wie viel soziales Elend melden gerade diese paar winzigen Zeilen. Da fand ich dieser Tage in irgendeinem bürgerlichen Lokalblatt eine kleine Notiz in Petit gesetzt: „Von ihrer Untermieterin wurde gestern

abends die von ihrem Manne getrennt lebende Arbeiterin A. und ihr neunjähriges Töchterchen in ihrer Wohnung tot aufgefunden. Alle Räume waren mit Gas angefüllt, Nahrungssorgen haben die Frau in den Tod getrieben.“

Darüber liest man hinweg. Jeden Tag steht so etwas in der Zeitung. Welche Tragödie wird da kurz und bündig mit ein paar Worten abgetan? Was hier gemeldet wird, ist ja nur der letzte Akt eines langen Dramas. Von dem, was vorherging, meldet die Zeitung nichts. Nichts weiß sie zu berichten von all den vergeblichen Versuchen, Arbeit zu finden, nichts von den Sorgen der Mutter um ihr Kind, nichts von dem Hunger der beiden Menschen, von den Seelenqualen der letzten Stunden, ehe die Mutter den Gashahn aufdrehte. Man meldet ganz einfach: „Nahrungssorgen haben die Frau in den Tod getrieben.“ Und damit glaubt man seiner Chronistenpflicht genügt zu haben. Was soll das Leibblatt der Spießbürger auch viel Wesens davon machen, dass wieder eine Proletarierin im Kampf ums Dasein unterlegen ist?

Aber ihr Tod ist Anklage, schwerste Anklage gegen die Gesellschaft, die Millionen im Elend verkommen lässt, während eine kleine Oberschicht im Überfluss schwelgen kann. Paläste erstehen aus dem Schweiß der Hüttenbewohner. Reichtum für die Satten sprießt aus dem Fleiß der Hungrigen. Millionen Hände sehnen sich nach Arbeit und müssen nutzlos ruhen. Not, Elend, Verzweiflung graben sich in bleiche Gesichter, schauen aus hohlen Augen, treiben zu Wahnsinnstaten.

Aber wir leben in der besten aller Welten, hört man die Satten reden. Die Toten, die den Gashahn auftaten, die ins Wasser gingen, um ihrem elenden Dasein ein Ende zu machen, geben Zeugnis dafür, dass es anders ist. Die Unvernunft unserer Gesellschaftsordnung trieb sie in den Tod. Sie waren zu schwach, zu kämpfen, und traten die Reise an ins ewige Nichts. Aber uns hinterließen sie ihre stumme Klage.

Der Kasperl

Kasperl im Asyl für Obdachlose

Wer zum ersten Mal ins Asyl für Obdachlose kommt und sieht die langen Hallen mit Drahtpritschen, die verhungerten und zerlumpten Gestalten, die sich zu Tausenden durch das Eingangstor drängen, der bekommt so eine leise Ahnung davon, was Großstadtelend ist. Jeder will zuerst durchs Tor, damit er für die Nacht noch eine Pritsche und zwei Säcke als Bett bekommt. Ist alles besetzt, dann müssen die späteren Ankömmlinge auf den Fußböden der langen Gänge schlafen. Dort liegen sie dann, zusammengedrängt, wie Heringe in der Tonne.

Es gibt auch ein so genanntes „Familienobdach“. Dort sind obdachlose Familien für längere Zeitdauer untergebracht. Aber die Familie wird auseinander gerissen. Die Männer kommen in die Männerabteilung, die Frauen in die Frauenstation und die Kinder ins Kinderobdach. Am Sonntag können die Angehörigen kurze Zeit im Sprechzimmer zusammen sein.

Die Türen mit den Gucklöchern, die drückende Luft in den Gängen, die herrschende Disziplin und die ganze Art, wie sich das Dasein im Obdach abrollt, das alles hat mich immer wieder an die Strafanstalt erinnert. Ich hatte so das Gefühl: Kaserne, Krankenhaus, Zuchthaus und Asyl, sie haben alle irgendetwas Gemeinsames. Etwas, was dem freien Menschen die Luft zum Atmen benimmt.

Im Kinderobdach hatte man bekannt gegeben, dass das Kasperltheater der Berliner Kinderfreunde ein paar lustige Stücke für die Kleinen spielen würde. Darüber war große Freude. Aber sie konnte sich nicht äußern, die Disziplin stand im Wege. Nur den großen Kinderaugen konnte man's ansehen, dass sie sich auf etwas freuten.

Die Kleinen – drei- bis 13-jährige Kinder – saßen in peinlich ausgerichteten Stuhlreihen mäuschenstill da, die Ärmchen über die Brust gekreuzt. Keines wagte auch nur zu mucksen. Es war etwas Erschütterndes in diesem unnatürlichen Stillsitzen. Die Gesichtchen voll froher Erwartung, und unsichtbar, aber ganz deutlich zu fühlen, war irgendwo irgendein großes Plakat mit der riesenhaften Aufschrift: „Stillsitzen! Die Arme über die Brust kreuzen!“ Ein dumpfer Druck lastete auf der Kinderschar.

Man sah's dem kleinen Völkchen an, dass es seiner frohgespannten Erwartung Ausdruck geben wollte. Die Kinder fieberten geradezu danach, in wirr durcheinander quirlendem Geplauder ihre Freude heraussprudeln zu dürfen. Das Kasperltheater ist schon aufgebaut, und die Kinder sitzen noch immer stumm auf ihren Stühlchen. Da sagt einer von den fremden Kasperlleuten:

„Kinder, heut müsst ihr mal richtig lustig sein. Der Kasperl kann das nicht leiden, wenn ihr so stillsitzt wie in der Schule.“ Ein fünfjähriger Blondkopf antwortet flüsternd: „Wir müssen so stillsitzen. Es ist gesagt worden.“ Aber die Kasperlleute lassen sich nicht irre machen. Sie fordern die Kinder zum Singen auf. *Ihr Kinderlein kommet* wollen die Kleinen singen. Aber davon wollen die Leute, die mit dem Kasperl gekommen sind, nichts wissen. „Was Lustiges, was ganz Lustiges sollt ihr singen?“

Da wird's dann langsam lebendig unter den Kindern. Vorschläge kommen. Erst zaghaft, dann lauter. Schließlich einigt man sich auf den *Jäger aus Kurpfalz*. Ganz getragen, fast wehmütig, fangen die Kleinen das Lied an. Aber bald kommt Tempo hinein und sogar ein bisschen Freude.

Wie das Lied zu Ende ist, da kommt auch schon der Kasperl hinterm Vorhang vor, hat eine große Narrentrompete und bläst aus Leibeskräften hinein. Dann ein paar Fragen an die Kinder, und mit dem Stillsitzen ist's glücklicherweise aus. Der Kasperl verwandelt in wenigen Minuten die unnatürlich stillsitzenden Kinder in ein zappeliges, jubelndes und jauchzendes Völkchen.

Und je länger das bunte, bewegliche Kerlchen mit der Zipfelmütze auf seiner Lattenbühne herumspektakelt und lustige Fragen an die Kinder stellt, auf die fast alle zugleich antworten, desto zappeliger und quirlicher werden die kleinen Obdachlosen, und desto mehr natürliche Fröhlichkeit wird in ihnen ausgelöst.

Und dann verkündet Kasperl mit drolligem Ernst, was alles gespielt werden soll, und verschwindet wieder behänd hinter dem grünen Vorhang. Gut hat der Kasperl seine Sache gemacht. Er hat Stimmung gemacht, richtige, echte Kasperlstimmung.

Na, und dann die drei Kasperlstücke! Die Kinder haben richtig mitgespielt. Sie sind selbst Schauspieler und Publikum zugleich gewesen. Jubelnde Freude bewegte sie. Die ganze Disziplin, auf die vielleicht die verantwortliche Leiterin des Kinderobdachs stolz sein mag, war mit einem Schlag zum Teufel. Ein paar ganz Mutige wagten sogar an die Rückseite des Kasperltheaters zu kommen. Sie wollten sehen, wie's drinnen aussieht.

Eine ganze Stunde hat Kasperl gespielt. Und es war eine Stunde, wie sie die Kinder wohl selten im Obdach haben. Nur schwer konnten sie sich von dem lustigen Kauz trennen, der ihnen so viel Freude gemacht hat und sie wieder lachen lehrte.

Genosse Kasperle

Wer kennt den Kasperl nicht, diesen kleinen, drolligen Kauz mit der Narrenkappe und dem großen Prügel? Er hat eigentlich immer schon zu uns gehört, denn trotz aller lustigen Kapriolen stand er stets auf der Seite der Unterdrückten und verdrosch alles, was für Unfreiheit und Gewalt eintrat.

Auf den Jahrmärkten ist er der Held des Tages, erobert sich im Sturm alle Herzen, bejubelt von den Kleinen, belacht von den Großen. Er ist ein gar derber und dreister Bursche voll unverwüstlichem Humor. Oft scheint es, packe er die Dinge am verkehrten Ende an, und doch bleibt er immer obenauf. Er vertreibt alle Trübsal, wenn er in der Kasperlbude seine tollen Streiche vollführt. Kasperl fürchtet sich nicht vor Tod und Teufel, und immer bleibt er Sieger gegen alle Mächte der Bosheit und Gewalt.

Kein Theater hat eine so enge Verbindung zwischen Bühne und Publikum erreicht, wie sie beim Kasperl zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Die Kinder sind Publikum und Mitspieler zugleich. Sie helfen ihrem Freund Kasperl im Kampf gegen seine Feinde, warnen ihn, wenn Unheil droht, verraten ihm, wo sich sein Widerpart versteckt hat, der ihm auflauert, kurz, sie sind mit ganzer Seele beim Spiel, erleben alles, was auf der Kasperlbühne geschieht, als wäre es Wirklichkeit. Kasperl ist ihr Freund. Sie haben ihn tief ins Herz geschlossen.

Kasperls Beliebtheit ist jahrhundertealt. Und das liegt darin begründet, dass sich hinter all seinen Späßen und lustigen Streichen ein Freund des Volkes, ein Rebell verbirgt. Schon im Mittelalter treibt er sein lustiges Wesen. Bei großen Kirchenfesten fehlte er nie. Dicht neben dem Dom schlug er sein Haus auf. Aber damals belustigte er nicht die Kinder. Er spielte vor Erwachsenen, verhöhnzte alle Mächte der Autorität, war Verkörperung der derben Güte des Volkes, kämpfte gegen alles, was das Volk bedrückte und ängstigte.

Feldherren und Fürsten, Ritter und Pfaffen waren vor seinem beißenden Spott und vor seinem kräftigen Prügel nicht sicher. Die Kirche erkannte gar bald die gewaltige Anziehungskraft des kleinen Kobolds und machte sie sich zunutze. Sie begann selbst Handpuppenspiele aufzuführen, inszenierte Stücke aus dem Alten und Neuen Testament und versuchte es mit „Moralitäten“. Aber diese Konkurrenz war saft- und kraftlos. Der Liebling des Volkes

blieb der andere, der weltliche Kasperl, der sich mithilfe seines Prügels schon auf Erden Erlösung von allem Bösen verschaffte und nicht erst auf ein besseres Jenseits warten wollte. Er war ein Rebell, ein Empörer, stets kampfbereit gegen die Mächte der Unterdrückung.

Kasperl war auch Antimilitarist. Das blieb er sogar noch im kaiserlichen Deutschland bis zum Weltkrieg. Wie sprang er doch handgreiflich mit Feldwebeln und Offizieren um und brachte ihnen seine „schlagenden“ Argumente mit dem Prügel bei. Nicht überall wagte man, deutsche Offiziere von Kasperln verspotten und verprügeln zu lassen. Zuweilen wurden solche Szenen nach Russland oder nach der Türkei verlegt. Aber die Tendenz blieb der Kampf gegen den Militarismus. Köstlich waren die Szenen, in denen er sich mit einem Soldatenwerber auseinandersetzte, sich über den Fahneneid lustig machte und den Parade-drill verspottete. Das war noch der alte Kasperl mit seinem unbändigen Freiheitsdrang.

Aber bald sollte es anders kommen. Der Krieg zog in die Kasperlbude ein, und aus dem Antimilitaristen wurde ganz plötzlich ein Franzosenfresser, ein Englandhasser und ein nationaler Schreier, der aus seiner Kasperlbude herauslärnte: „Jeder Schuss ein Russ’, jeder Stoß ein Franzos!“ Einst hatte Kasperl gar rebellisch übermütig gesungen:

„Bübchen, wirst du ein Rekrut,
Hau den Hauptmann auf die Schnut’ ...“

Jetzt wurde Kasperl selbst Soldat, verherrlichte den Krieg, variierte sein altes Lied und bog es ins Nationalistische um:

„Junge wirst du ein Rekrut,
Hau den Franzmann auf die Schnut’ ...“

Und selbst in der Nachkriegszeit konnte man ihn noch Franzosen und Engländer aufhängen sehen. Nur langsam fand er sich wieder zurück zu seiner gutmütigen,

derbdreisten Art, zu seinem Humor und seiner schlaun Überlegenheit, mit der er gegen alles Unrecht kämpft. Aber die Mächte von gestern versuchen, sich des lustigen Burschen zu bemächtigen, und spannen ihn ein in ihre antisemitische und nationalistische Verhetzungspropaganda. Das passt zwar nicht zu Kasperls Wesensart, aber er ist ja wehrlos und bekommt erst Leben durch den Spieler, der die Kasperlpuppe über die Bühne führt.

Das haben aber auch die Roten Falken der Kinderfreunde und der Arbeiterjugend erkannt. Besonders bei den Kinderfreunden fand Kasperl bald eine neue Heimstätte. Der alte Kasperl aus der Vorkriegszeit stand wieder auf, der Rebell, der Empörer, der Freund der Unterdrückten. Und wer einmal einer Kasperlaufführung im Zeltlager der Kinderfreunde beigewohnt hat, dem wurde es mit aller Deutlichkeit klar, welch starke erzieherische Wirkung Freund Kasperl ausüben kann. Meist wird aus dem Stegreif gespielt; Fragen, die den Roten Falken am Herzen liegen, erfahren eine lustige Abwandlung in der Kasperlbude. Jetzt sind nicht mehr Tod und Teufel Kasperls Feinde. Mit Richtern und Fabrikanten, mit Fürsten und Offizieren haut er sich herum, und er ist dabei genau so lustig und drollig, wie er ehemals war.

Kasperl ist Genosse geworden. Er ist dorthin zurückgekehrt, von wo er kam, ist wieder beim Volk, bei den Schaffenden und ihren Kindern.

Kasperl als Lehrbub – Ein Puppenstück

Der neue Kasper

(Von ihm selbst erzählt)

Also – Kinder, hört mal zu! Ich bin der neue Kasper. Mein älterer Bruder hat nur immer mit der Peitsche herum-

gehauen und zumeist alles totgeschlagen, was ihm in den Weg kam. Darüber haben die Kinder dann wie toll gelacht. Dabei ist Prügeln und Totschlagen doch gar keine lustige Sache. Zum Lustigsein und Launemachen bin ich aber gerade auf der Welt. Wie man vergnügt sein und herzlich lachen kann, ohne Prügel und ohne Krieg, ohne Schnaps, ohne Gewehr und ohne Galgen, das sollt ihr Jungen und Mädels in meiner fidelen Kasperbude lernen. Kommt nur hereinspaziert!

Kasperl als Lehrbub

Außer dem Aufbau des Rahmens für das Spiel und dem Vorhang werden folgende Dinge gebraucht:

Kasperl: ein hübscher, bunter Anzug und eine lange rote Zipfelmütze

Meister: eine blaue oder grüne Schusterschürze (auch Schurzfell)

Ein paar Bergstiefel, weiß, mit geleimter Schlemmkreide angestrichen

Ein paar Tanzschuhe, die Sohlen mit derben Zwecken beschlagen (Alte Kinderschuhe, entsprechend hergerichtet, eignen sich am besten.)

Meisterin: Kleidung und Kopftuch wie eine ältere Frau
Ein Wickelkind (Mit einer Puppe und aus alten Flickens lässt sich leicht was Lustiges machen. Kochtopf und Rührkelle wird aus Mutters Küche ausgeliehen.).

Kasperl (*tritt auf und singt*):

Juchhe – Juchei! Juchhe – Juchei!

Vorbei ist jetzt die Quälerei!

Das letzte Schuljahr, das ist aus,

Ich ziehe in die Welt hinaus.

Brauch' nicht mehr auf der Schulbank sitzen

Und über meinen Büchern schwitzen.

Juchhe – Juchei! Juchhe – Juchei!

Vorbei ist jetzt die Quälerei!

(spricht) Heut freut mich das Leben gerade noch mal soviel, weil ich nicht mehr in die Schule gehen brauch'! Sonst, wenn ich in der Frühe aufgestanden bin, da hab' ich immer erst meine sieben Zwetschgen für die Schule zusammengesucht, und dann hab' ich sechs Stunden auf der Schulbank sitzen müssen, dass mir der Hosenboden ganz dünn geworden ist.

Und einen Lehrer hab' ich gehabt!! Der hat mich immer gerade das gefragt, was ich nicht gewusst hab'. Da hat mir die ganze Lernerei keinen Spaß mehr gemacht. Und der Lehrer, das war ein alter Griesgram und ist immer mit dem Rohrstock herumgelaufen. Nicht mucksen haben wir uns dürfen. Immer stillsitzen wie die Wachspuppen! Und hat man seinem Kameraden einmal etwas arg Wichtiges zu sagen gehabt, gleich war der Lehrer mit seinem Rohrstock da! Und eine eigene Meinung haben wir schon gar nicht haben dürfen. Gerade immer genau so hätten wir denken und reden sollen, wie es uns der Lehrer vorgesagt hat. *(zu den Kindern)* Sagt einmal, Kinder, hätte euch eine solche Lernerei Spaß gemacht? ...

Also jetzt bin ich aus der Schule, und mein Vater hat mir eine Lehrstelle bei einem Fußbekleidungskünstlermeister verschafft. Und ich bin jetzt da, um gleich mit der Arbeit anzufangen. *(klopft)* Aber lange lässt der Herr Schuhmachermeister auf sich warten! *(klopft heftig)* Hallo, hallo, ist niemand da?!

Meisterin: *(kommt keifend)* Wer macht denn da so'n Spektakel? Du hast wohl nicht warten gelernt? Meinst du, unsereins sitzt nur auf dem Präsentierteller, um gleich da zu sein, wenn irgend so ein Hanswurscht daherkommt? Was stehst du denn da wie ein Ölgötze und sagst nicht, was du willst?

Kasperl: Entschuldigen Sie nur, dass ich geboren bin, aber Sie haben mich ja noch gar nicht zu Worte kommen lassen.

Meisterin: Zu Worte kommen? Zu Worte kommen? Das Wort führe ich hier!

Kasperl: Dann können Sie mir vielleicht sagen, ob der Herr Schuhmachermeister daheim ist?

Meisterin: Gar nichts kann ich sagen, ich will erst wissen, was du hier suchst. Und was der Meister kann, das kann ich schon lange, und ich bin viel mehr als der, ich bin die Meisterin.

Kasperl: Habe die Ehre, Frau Meisterin!

Meisterin: Wer bist du denn eigentlich?

Kasperl: Ich bin der neue Lehrling, der Kasperl.

Meisterin: Sooo? – Und dann kommst du so spät? Du scheinst mir ein rechter Faulenzer zu sein. Mein Wickelkind schreit schon eine ganze Stunde. (*holt ihr Wickelkind*) Da! Nimm's auf den Arm, und sing's in den Schlaf! (*Ab*) (*Wickelkind schreit*)

Kasperl: Das ist eine saubere Schuhmacherei. (*zum Wickelkind*) Geh, wer wird denn so schrei'n! (*zu den Kindern*) Sagt einmal, Kinder, was mach' ich denn, dass ich das Kleine zur Ruhe bringe? Soll ich ein Schlaflied singen? Oh, da fällt mir eins ein, das hat mir meine Mutter immer gesungen:

Heiapopeia, schlag's Gockele tot,
Legt mir kei' Eier und frisst mir mein Brot.
Rupf' ich dem Gockele Federle aus,
Mach' unserm Kindchen ein Bettlein daraus.

Meister: (*kommt*) Potz, Pech und Lederschmier'! Was ist denn das für eine Singerei?

Kasperl: Ich kann's halt nicht besser, Herr Meister.

Meister: Du bist wohl unser neues Kindermädchen?

Kasperl: Im Gegenteil, ich bin der neue Lehrling.

Meister: Das ist ja dasselbe.

Kasperl: So? – Was muss ich denn da den ganzen Tag tun?

Meister: In der Frühe musst du aufstehen, den Kaffee kochen, die Stullen zum Frühstück schmieren, die Windeln waschen, das Kind in Schlaf wiegen und der Meisterin die Gänge besorgen.

Kasperl: Aha! In der Frühe muss ich liegen bleiben, das Kind kochen, die Windeln zum Frühstück schmieren, die Frau Meisterin waschen und den Kaffee in Schlaf wiegen.

Meister: Potz, Pech und Lederschmier'! Du bringst ja alles durcheinander. Dir werde ich den Verstand mit dem Knieriemen in Ordnung bringen. *(will Kasperl schlagen)*

Kasperl: *(legt rasch das Wickelkind vor dem Meister auf die Spielleiste)* Da muss ich aber auch dabei sein! *(reißt aus)*
(Säugling schreit)

Meister: Na warte, du Lümmel, ich pack' dich schon noch bei den Ohren!

Kasperl: *(taucht plötzlich von unten auf)* Das ist aber noch nicht beschworen! *(verschwindet sofort wieder)* *(Das wiederholt sich bei dem Folgenden.)*

Meister: *(nimmt den Säugling)* Jetzt muss ich den Balg mal erst in die Wiege legen. *(Ab)*

Kasperl: Und die Meisterin kann derweil die Stiege fegen! *(bleibt, bis der Meister kommt, und verschwindet dann schnell)*

Meister: *(kommt wieder ohne Säugling)* Heut' klappt aber schon gar nichts! Der Lehrling reißt aus, der Säugling schreit, die Frau ist nicht da. Ich fahre vor Ärger noch aus der Haut heraus.

Kasperl: Und ich mache gleich ein gutes Rindsleder draus!

Meister: Wer spricht denn da immer dazwischen?

Kasperl: Ich!

Meister: Wer ist denn der Ich?

Kasperl: Du nicht!

Meister: Das ist wohl eine Stimme vom Himmel?

Kasperl: Ich glaube, der hat einen großen Fimmel!

Meister: *(zu den Kindern)* Das war doch der Kasperl? ...
Ihr habt ihn doch auch gesehen?

Kasperl: *(kommt währenddessen herauf und schüttelt mit dem Kopf zu den Kindern)* Nichts verraten! *(verschwindet sofort wieder)*

Meister: Kasperl! Kasperl!

Kasperl: (*kommt, bleibt aber in der Ecke stehen*) Da bin ich!

Meister: Komm einmal her zu mir!

Kasperl: (*zu den Kindern*) Soll ich hingehen? ... Der will mir doch nur mein Leder versohlen.

Meister: Willst du wohl deinem Meister gehorchen?

Kasperl: Ja, aber nur, wenn ich keine Prügel kriege.

Meister: Gut, das verspreche ich dir. (*Kasperl kommt näher*)

Also, pass auf: Auf meinem Arbeitstisch liegen ein Paar weiße Tanzschuhe und ein Paar Bergschuhe. Die Tanzschuhe streichst du wieder frisch an. Auf dem Tisch steht die Farbe dazu. Und in die Bergschuhe brauchst du nur schwere Nägel einzuschlagen. Die Nägel liegen gleich daneben. Bis ich wiederkomme, muss das alles fertig sein.

Kasperl: Jawohl, Herr Fußbekleidungskünstlermeister! Wird sofort gemacht. (*Meister ab*) So, jetzt geh'n wir gleich an die Arbeit. (*will gehen, bleibt aber, weil die Meisterin kommt*)

Meisterin: (*kommt keifend mit einem Kochlöffel und einem Kochtopf*) Wo ist denn der Lehrling? Den ganzen Tag ist er nicht zu sehen.

Kasperl: Der Meister hat mir eine Arbeit gegeben.

Meisterin: Jetzt rührst du mir erst den Brei an und kochst ihn, dann kannst du immer noch zu deinen Stiefeln. Und wenn du am Tag nicht fertig wirst, kannst du am Abend arbeiten. Oder meinst du, ich füttere dich umsonst? (*stellt ihm den Topf mit Kochlöffel hin*) Aber fix, sonst gib't's was hinter die Ohren! (*Ab*)

Kasperl: Jetzt, da schau her! Kindermädchen und Köchin soll ich machen! Da lerne ich doch die Schuhmacherei im Leben nicht. Wenn das nicht anders wird, suche ich mir eine neue Lehrstelle. (*rührt mit dem Löffel im Topf und singt*)

Lirum, larum, Löffelstiel,

Schusterfrauen schimpfen viel ...

(*bricht plötzlich ab und spricht zu den Kindern*) Kinder, sagt einmal, das Breikochen gehört doch nicht zum

Schusterhandwerk? Im Lehrvertrag steht auch nichts davon. Die Meisterin soll sich den Brei selber kochen. (*bringt Topf und Löffel weg und kommt sofort wieder*) Ich mache jetzt die Arbeit, die mir der Meister gegeben hat. Wenn ich nur gleich wüsste, was das war. Jetzt habe ich vor lauter Breikochen meine Arbeit vergessen!

(*zu den Kindern*) Wisst ihr noch, welche Arbeit mir der Meister gegeben hat? ... Von Bergstiefeln und Tanzschuhen war's etwas? Ja, jetzt habe ich's wieder: In die Tanzschuhe muss ich Nägel schlagen, damit sie nicht so schnell durchgetanzt werden können, und die Bergstiefel soll ich weiß anstreichen, damit sie den Schnee im Gebirge nicht schwarz machen. So, jetzt gehe ich in die Werkstatt und fang' gleich an. (*Ab*)

Meisterin: (*kommt keifend*) Wo ist denn der Kasperl schon wieder? (*zu den Kindern*) Habt ihr den Kasperl nicht gesehen? ... Der Strick hat mir den Topf mit Brei einfach ungekocht in die Küche gestellt, wo ich ihm doch ausdrücklich gesagt habe, er soll ihn gleich kochen. Könnt ihr mir nicht sagen, wo der Galgenvogel hin ist? ... (*Meister kommt*)

Meister: Was lamentierst du denn da schon wieder herum, du Schimpfkanone?

Meisterin: Soll man da vielleicht nicht schimpfen, wenn der Kasperl, der faule Strick, immer davonläuft, wenn man ihm eine Arbeit gegeben hat?

Meister: Der wird halt in der Werkstatt sein und wird die Bergstiefel nageln.

Meisterin: Zuerst hat er meinen Brei zu kochen, und dann hat er meine Gänge zu besorgen, und dann komme ich, und dann komme ich noch einmal. Und du hast dem Lehrling überhaupt nichts anzuschaffen!

Meister: So? Wer ist denn hier eigentlich Meister? Du oder ich?

Meisterin: Der Meister bist du, aber ich bin die Meisterin, und das ist viel, viel mehr, das solltest du endlich wissen.

Meister: Mit dir kann man ja kein vernünftiges Wort reden. Ich werde jetzt einmal in der Werkstatt nachschauen, was der Kasperl macht.

(will ab, bleibt aber, weil Kasperl kommt) (Meisterin geht brummend und räsonierend ab)

Kasperl: *(mit genagelten Tanzschuhen und weiß angestrichenen Bergstiefeln in der Hand)* So, Meister, da hätt' ich meine Arbeit! *(zeigt dem Meister die Stiefel)*

Meister: Potz, Pech und Lederschmier'! Was hast du denn da für einen Blödsinn gemacht? Du hast ja alles verdreht! Die Nägel sind jetzt auf die Tanzschuhe gekommen, und die Bergstiefel hast du weiß angestrichen! Gerade umgekehrt wär's richtig gewesen; dich kann man wirklich zu gar nichts brauchen. Marsch! In die Küche mit dir! Die Meisterin wartet schon lange auf dich zum Breikochen. In der Werkstatt machst du ja doch alles verkehrt!

Kasperl: In Ihrer Schusterei ist alles verkehrt! Beim Breikochen kann ich das Stiefelmachen freilich nicht lernen.

Meister: Du willst mir wohl gar noch Vorwürfe machen?

Kasperl: Ich will überhaupt nichts mehr machen. Die Meisterin soll sich ihren Brei allein kochen! *(wirft die Stiefel in die Ecke)*

Meister: Da muss ich doch gleich die Meisterin holen, die wird mit dem Bengel schon fertig werden. *(Ab)*

Kasperl: *(zu den Kindern)* Soll ich warten, bis die Meisterin kommt? ... Ich glaube, das Gescheiteste ist wohl, ich verdufte, bevor diese Schimpfkanone wieder da ist! ... Lernen kann ich hier doch nichts. Ich suche mir einen anderen Meister, bei dem ich zu einem tüchtigen Schuster ausgebildet werde, damit ich mich später einmal ordentlich durch die Welt bringe. Hier kann ich doch nur im besten Fall ein schlechtes Kindermädchen oder eine miserable Köchin werden.

Wenn ihr einmal hört, wo ein tüchtiger Lehrling gebraucht wird, der mehr kann als Butterbrot essen, dann sagt mir's. Wollt ihr das? Aber nicht vergessen! So,

jetzt verschwinde ich, ehe die Meisterin wiederkommt.
Servus! Juchhu!

ENDE

Geschichten und Geschichtchen

Die schlesischen Weber einst und jetzt

Einst ...

Die Jahre vor der deutschen Märzrevolution des Jahres 1848 sind gekennzeichnet durch eine gewaltige ökonomische Umwälzung, die immer größere Teile des Handwerks und des Kleinbürgertums ins Proletariat schleuderte. Der Siegeszug der Maschine brachte eine tiefgreifende Umgestaltung der Produktionsmethoden, der Bau von Eisenbahnen wälzte die Verkehrsverhältnisse grundlegend um, die Voraussetzungen für die Entwicklung des modernen Industrialismus waren gegeben.

Die Arbeiter der großen Industrie litten unter den erdrückendsten Übelständen. Noch schlimmer aber stand es um die hausindustriellen Arbeiter, namentlich in der Textilindustrie. Sie begründeten den Ruhm der aufkommenden deutschen Industrie, sich durch die entsetzlichen Hungerlöhne auf dem Weltmarkt zu behaupten. Da setzte von England aus eine gewaltige Konkurrenz ein durch die Maschinenspinnerei und durch den mechanischen Webstuhl. Der englische Spinner und Weber lieferte mit seinen Maschinen ein Vielfaches der Produktion des deutschen hausindustriellen Spinners und Webers für weniger Geld. Der Hausweber musste mit dem eisernen Kollegen konkurrieren, den Tag verlängern und den Hungerriemen enger schnallen, um seine jämmerliche Existenz weiter fristen zu können. Aus zeitgenössischen Berichten wissen wir, dass der Weber frühmorgens mit dem Hahnenruf aufstehen und bis Mitternacht und darüber arbeiten musste. Seine Kräfte wurden schnell verbraucht, seine Sinne abgestumpft. Die Brust kann dem ununterbrochenen Zusammenhocken nicht widerstehen, die Lungen wer-

den krank, Blutspeien stellt sich ein, auch seine Glieder erschlaffen und erlahmen. „So wird“, wie es damals in der *Barmer Zeitung* heißt, „seine physische Person eine frühe Kirchhofsblume.“

Am schlimmsten ist es in Schlesien. Die großen maschinenmäßig betriebenen Spinnereien und Webereien, die von der Seehandlung dort errichtet wurden, setzten eine große Menge Arbeitskräfte frei. Durch die Gewerbefreiheit entwickelten sich die industriellen Betriebe rasch. Die kleinen Kaufleute verschwanden, an ihre Stelle traten große Kapitalisten. Wo die Leinwand versagte, griff man zur Baumwolle, und damit brachte man den Hausweber vom Regen in die Traufe. Die maschinenmäßige Produktion drückte den Lohn des Hauswebers immer tiefer herab und brachte namenloses Elend über die schlesischen Weberdörfer.

Auf den Straßen spielten keine Kinder, sie mussten, wie Alfred Zimmermann in seinem Werk über das schlesische Webergewerbe berichtet, mit ihren schwachen Kräften den Eltern bei der Arbeit helfen. „Selbst das Gebell der Hunde, das sonst in keinem Dorf fehlt, ertönte hier nicht. Man besaß kein Futter für sie und hatte die treuen Wächter als willkommene Nahrung verzehrt. Die Häuser waren nicht selten halb verfallen, oft fehlte ihnen selbst der Schornstein, und der Rauch suchte durch ein Luftloch einen Ausweg. In ihren Lumpen scheuten sich die Leute, zur Kirche zu gehen. Fleisch sahen die meisten Familien nie. Bei einzelnen kam ein halbes Pfund an den drei hohen Festtagen auf den Tisch. Es war ein frohes Ereignis, wenn ein Bauer der Familie etwas Buttermilch oder Kartoffelschalen schenkte. Ein alter Weber erzählte mit Freudentränen, dass zu seinem Glück in der Nähe zwei Pferde krepirt seien, die ihm und den seinen eine Zeitlang Nahrung boten.

Das Elend der armen Weber und das Drängen der unbeschäftigten Hände nach Arbeit wurden von den einzelnen Fabrikanten dazu missbraucht, die Weblöhne noch tiefer herabzudrücken. Am schlimmsten trieben es die Brüder

Zwanziger in Peterswaldau, gegen die sich dann auch beim Weberaufstand die erste Erbitterung der Weber richtete. Wilhelm Wolff, der Freund von Marx und Engels, hat im Jahre 1845 in *Püttmanns Deutschem Bürgerbuche* darüber berichtet, dass für eine Webe Kattun von 140 Ellen, das sind neun Arbeitstage, in der Regel 32 Silbergroschen bezahlt wurden. Die Brüder Zwanziger gaben aber nur 15 Silbergroschen. Für 160 Ellen Barchent, wozu acht volle, angestrenzte Arbeitstage nötig sind, bezahlten sie zwölf-einhalb und zwölf Silbergroschen Lohn. Ja, sie erklärten sich bereit, noch 300 Weber in Arbeit zu nehmen, wenn sie ebensoviel für zehn Silbergroschen arbeiten wollten.

Das anfangs nicht allzu große Vermögen der Zwanziger war in ganz kurzer Zeit zu großem Reichtum angewachsen. Bei der letzten Lohnverkürzung sollen die Zwanziger den Webern auf ihre Vorstellung, dass sie sich jetzt nicht einmal mehr Kartoffeln kaufen könnten, geantwortet haben: Sie würden noch für eine Quarkschnitte arbeiten müssen, oder wie andere berichten: Die Weber möchten nur, wenn sie nichts anderes hätten, Gras fressen, das sei heuer reichlich gewachsen.

Neben zeitgenössischen Berichten erzählen Lied und Dichtung noch heute von „dem Webersmann, des Unglücks schwer heimgesuchten Sohn“, und oft kennt niemand den Verfasser. Da singt ein Weber schlicht und erschütternd von seinem Elend:

„Am Webstuhl fliegen die Schifflin geschwind,
Wüst durch die Winternacht heult der Wind,
Du frierst, mein Weib, beim hungernden Kind:
Die Stunden, sie schleichen, sie schleichen ...“

Düster malt Ludwig Pfau in seinem *Leineweber* die verbit-
terte Stimmung des schlesischen Webers:

„Die Lampe brennt so düster rot,
Gottlob, mein Weib, nun bist du tot!

Das ist der Trost in unserm Leben,
Dass wir das Bahrtuch selber weben.
O könnt ich weben, Fluch um Fluch,
Der ganzen Welt ein Leichentuch!“

Und wer kennt nicht das bekannteste aller Weberlieder, das von Heinrich Heine? „Im düstren Auge keine Träne, sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne“. All die Lieder der unbekanntenen Verfasser und die Verse bekannter Dichter – Heine, Freiligrath, Geibel, Pfau, Weerth – übermitteln uns, ebenso wie das Hauptmannsche Weberdrama, ein erschütterndes Bild vom schlesischen Weberelend der Vierzigerjahre.

Aus ihrer Qual schufen die Weber sich selbst ein Lied, *Das Blutgericht*, das in seinen 20 Strophen ergreifend widerspiegelt, wie den Webern aus ihrem endlosen Jammer wilder Trotz erwuchs. Leidenschaftliche Anklage gelte aus diesem Lied, das die Masse selbst schuf:

„Ihr Schurken all, ihr Satansbrut!
Ihr höllischen Kujone!
Ihr fresset der Armen Hab und Gut,
Und Fluch wird euch zum Lohne!“

Vor dem Hause der Brüder Zwanziger wurde das Lied wiederholt gesungen. Einer der Sänger wurde ergriffen, ins Haus gezerrt, verprügelt und der Ortspolizei überliefert. Da brach der Sturm los. Es war die Raserei der Not, die die halbverhungerten Weber antrieb, am 4. Juni 1844 das prächtige Wohnhaus und die Warenvorräte ihres Quälers zu zerstören. Zwanziger flüchtete mit seiner Familie aus Peterswaldau nach Breslau. Der Fabrikant Fellmann rettete seinen Besitz dadurch, dass er Geld, Brot, Butter und Speck unter die Weber verteilen ließ. Den Vorschlag Einzelner, Zwanzigers Gebäude in Brand zu stecken, lehnten die Weber ab, damit der Fabrikant keine Brandgelder bekomme.

Am 5. Juni zog die inzwischen auf 3.000 Köpfe angewachsene Masse der Weber nach Langenbielau. Hier wurde die Niederlassung der verhassten Gebrüder Dierig angegriffen. Die Kommis und Fabrikknechte schlugen aber die Weber nach einem heftigen Knüttelgefecht zurück. Die Masse rückte nun gegen ein anderes Gebäude der Brüder Dierig vor. Die von der Firma ausgebeuteten Weber schlossen sich an. Da versprach Dierig jedem Weber, der des Fabrikanten Eigentum schützen wolle, fünf Groschen, und die Weber ließen sich durch dies Almosen beschwichtigen.

Aber schon rückte aus Schweidnitz Militär an, den bohrenden Hunger der Weber mit „blauen Bohnen“ zu stillen. Der Erfolg war entsetzlich. Elf Tote und 24 tödlich Verwundete wälzten sich in ihrem Blute. Der Anblick ihrer erschossenen Kameraden trieb die entsetzten Weber zu einem Verzweiflungskampf an. Mit Äxten, Knütteln und Steinen drangen sie auf die Soldaten ein und vertrieben sie aus dem Dorf. Dann zerstörten sie das Haus der Gebrüder Dierig.

Aber nicht lange sollten sie sich ihres Sieges freuen. Am Morgen des 6. Juni rückten drei Kompanien Infanterie und eine Batterie Artillerie mit vier Geschützen in Langenbielau ein. Später kam auch noch Kavallerie. Jeder Widerstand war jetzt aussichtslos. Die Weber zogen sich zurück. Aber umso grausamer wütete nun die Justiz. 380 Weber wurden vor Gericht gestellt und zu schweren Strafen verurteilt, bis zu zwei Dutzend Peitschenhieben und zehnjähriger Schanzarbeit. Aber gegen die Webernot wurde nichts unternommen. Um die Öffentlichkeit zu täuschen, erließ der preussische König einen Befehl, der den schlesischen Blättern den Mund schloss über die Zustände in den Weberdistrikten.

Vier Jahre nach diesem Geschehen fegte die Märzrevolution durch Deutschland. Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung ging unaufhörlich vorwärts. Maschine und kapitalistische Methoden beherrschten die Produktion. Aber diese Entwicklung schuf zugleich die Kräfte, die den

Kapitalismus überwinden werden, das moderne Proletariat. Nicht mehr in wilden Verzweiflungsausbrüchen notgepeitschter Massen ringt heute die Arbeiterschaft gegen ihre Ausbeuter. Das moderne, zum Klassenbewusstsein erwachte Proletariat kämpft, gestützt auf seine machtvollen politischen und wirtschaftlichen Organisationen, mit gesetzlichen Mitteln gegen Ausbeutung und Unfreiheit für eine solidarische Gesellschaft der Menschen.

...und jetzt!

Peterswaldau liegt in einem der schönen Täler des Eulengebirges, und die herrliche Landschaft lässt nicht ahnen, wie viel Not und Elend sie birgt. Schon von weitem grüßen die Fabrikschornsteine. Sie stechen wie riesige Nadeln in den blauen Himmel. Das Dorf zieht sich lang gestreckt bis tief in den Wald hinein. Die 7.000 Einwohner leben fast ausschließlich von der Textilindustrie, die hier seit vielen Jahrzehnten zu Hause ist.

Einfache Häuser, elende Hütten säumen die Straße. Da und dort leuchtet aus wohl gepflegtem Garten der lichte Bau einer großen Fabrikanten-Villa. Die Straßen sind stark belebt. Die nimmermüden Hände, die sonst an Spindel und Webstuhl schaffen, ruhen seit zwei Wochen. Den schlesischen Textilbaronen waren die kargen Löhne ihrer Arbeitssklaven hoch genug. Sie lehnten die bescheidenen Forderungen der Gewerkschaften ab und forderten Verlängerung des jetzigen Lohn tariffs auf weitere zweieinhalb Jahre. Die Gewerkschaften wollten die Einigung, erhofften sie nach Abschluss der Pariser Verhandlungen, aber die Unternehmer sperrten aus.

50.000 Paar Hände feiern, gezwungen durch die Willkür der Fabrikanten. Auf den Straßen begegne ich vielen Textilarbeitern. Jetzt haben sie ja einmal Zeit, in der Sonne spazieren zu gehen. Es sind stille Menschen, die vorübergehen, alle ein wenig vorgebeugt, als trügen sie eine schwere Last. Schmalbrüstige, meist kleine Gestalten, Männer, Frauen, Burschen und Mädchen. Die Gesichter

sind fahl, die Backenknochen stehen oft scharf vor. In die Gesichter der Frauen ist, stärker als bei den Männern, eine lange Geschichte von Not und Entbehrungen eingezeichnet. Manchmal erschrecke ich über die Ähnlichkeit des Gesichtsausdrucks mit den Gestalten aus Käthe Kollwitz' Weberzyklus.

Peterswaldau ist historischer Boden. Genau vor 85 Jahren, am 4. Juni 1844, brach hier der schlesische Weberaufstand aus, der dann im Blute der hungernden Weber erstickt wurde. Dort, rechts von der Straße, ein wenig abseits, steht noch die *Herrschaftliche Brennerei zum Grünen Gatter*, das Gasthaus, in dem die Weber vor 85 Jahren ihre ersten Zusammenkünfte abhielten. Unweit davon die Fabrik der Gebrüder Zwanziger, gegen die sich die erste Erbitterung richtete. Noch heute ist der Betrieb in den Händen von Zwanzigers Urenkeln. Erinnerung über Erinnerung steigt auf. Die Texte der Weberlieder gehen mir durch den Kopf, und die feiernden Textilarbeiter von Peterswaldau sind lebendige Illustration dazu. Heute zerstören sie nicht mehr in ohnmächtiger Wut die Häuser ihrer Ausbeuter. Sie haben gelernt, einen organisierten Kampf zu führen, gestützt auf die Kraft ihrer Gewerkschaft.

Man hat mir Material über die Wohnungsnot und über die schlechten Löhne der Textilarbeiter gegeben. Aber ich will mich selbst überzeugen, wie die Spinner und Weber leben und hausen. Hausbesuche. Steile Treppen geht's oft hinauf, die an eine Hühnerleiter gemahnen. Man muss sich vorsehen, dass man dabei nicht oben mit dem Kopf an einen Balken stößt. Fast überall verfügt die Familie nur über eine einzige Stube, meist ohne Küche. 16 bis 20 Quadratmeter beherbergen vier, sechs, zuweilen auch zehn Köpfe. Selten sind die Fälle, in denen jedes Familienmitglied sein eigenes Bett hat.

Zwei Personen in einem Bett ist die Regel. Zwei Kinder zusammen oder ein Erwachsener mit einem Kind. Die Betten sind sauber, aber ärmlich. Der Hausrat meist spärlich, oft sehr primitiv. Ich frage nach den Löhnen. Man

macht abwehrende Handbewegungen. Dann erfahre ich Einzelheiten. Der Facharbeiter verdient 25 Mark in der Woche, im Akkord kommt er auf 28 Mark. Die Ungelehrten erreichen diese Sätze nicht. Aber auch diese Löhne werden nur bei voller Arbeit erzielt. In den meisten Betrieben ist seit langem Kurzarbeit. Meist vier Tage in der Woche. Dann sinkt der Lohn auf 17 bis 20 Mark pro Woche. Immer stärker wird die männliche Arbeitskraft durch Frauenarbeit verdrängt. Die Frauen und Mädchen verdienen nur 18 bis 20 Mark bei Vollarbeit. Die Kurzarbeit bringt ihnen nur zehn bis 14 Mark. Von all diesen Löhnen werden dann noch die Sozialbeiträge abgezogen. Und weil nun bei diesen kaum glaublichen, niedrigen Löhnen die Textilarbeiter den Facharbeitergrundlohn von 56,3 auf 66 Pfennig pro Stunde erhöht wissen wollen, werden diese Forderungen von den Unternehmern als „maßlos“ bezeichnet.

Ein Weber zeigt mir seinen Lohnzettel vom 22. März. Nach Abzug der Sozialbeiträge bekam dieser Facharbeiter bei voller Arbeitszeit 23,43 Mark ausbezahlt. Er ist verheiratet und hat vier Kinder im Alter von acht Monaten bis acht Jahren. Es handelt sich hier nicht etwa um einen besonderen Elendsfall. Dieser Arbeiter lebt und arbeitet wie viele Tausend andere, und er hat noch das Glück, vollbeschäftigt gewesen zu sein. Also guter Durchschnitt. In der 18 Quadratmeter großen Stube stehen zwei Betten und eine Kinderbettstelle. Die Frau geht nicht auf Arbeit. Sie ist mit Haushalt und Kindern vollauf beschäftigt. Ich frage nach dem Küchenzettel. Nur zögernd bekomme ich Antwort.

Es gibt keine große Auswahl. Der schmale Verdienst diktiert das bescheidene Menu. Früh Malzkaffee mit Margarinebrot. Zur Vesper das gleiche. Mittags Kartoffeln, Brot, Malzkaffee. Zuweilen einmal Hering. Dann kommen wieder Kartoffeln in verschiedener Form. Einen Tag Klöße, den anderen Kartoffelsalat, dann wieder Kartoffeln in der Suppe. Fleisch gibt's nicht gar oft und dann meist nur ein

Viertelpfund. Am Abend kommen wieder Kartoffeln auf den Tisch oder Malzkaffee mit Margarinebrot.

Die Kinder brauchen Milch und Zwieback, die Miete will bezahlt sein, und sonst braucht man allerlei, wie Licht und Heizung. Wenn neue Kleidung oder Schuhwerk nötig werden, gibt's eine kleine Finanzkatastrophe. Da wird aus Altem Neues gemacht oder Getragenes gekauft. Natürlich verfügen Mann und Frau nur über je ein Paar Schuhe. Ich frage nach Leibwäsche. Der Mann sagt mir, dass er jetzt über drei Hemden verfügt. Das haben nicht alle.

Da ist eine andere Familie. Mutter mit sechs Kindern. In der kleinen, düsteren Stube mit feuchten Wänden schläft die Frau mit drei Kindern. Die übrigen sind in einer fensterlosen Bodenkammer untergebracht, die über dem Mühlbach liegt, nass ist und denkbar ungesund. Ähnliche Fälle gibt es noch mehr.

Weiter in andere Häuser. Zu ebener Erde wohnt eine Familie mit drei Kindern. Der Mann hat auswärts Arbeit gefunden, kommt nur zuweilen zu seiner Familie. Er ist weit weg. Die Stube ist klein und niedrig und erfüllt von einer stickigen Luft. Die Wände sind feucht und faulen von unten her. Der Ofen ist nicht heizbar, das Dach nicht dicht genug, um den Regen immer abzuhalten. Der Mann kann nur einen Teil seines Verdienstes schicken, weil er ja auch selbst leben muss. Die Frau war Textilarbeiterin und ist, jetzt 46 Jahre alt, nicht mehr arbeitsfähig. Hier finde ich den ärmlichsten Hausrat, die unvorstellbarsten Betten. Die Frau erzählt uns von ihrem Schicksal: „Von sechzehnta bis zum sechsundvätzichsta Lebenjohre ha ich ei Akkord gearbeitet. Jetz bien ich kaputt ...“ So geht es vielen.

Der feine Baumwollstaub frisst sich in die Lungen. Das enge Wohnen in dumpfen Räumen, die menschenunwürdigen Löhne, die keine kräftige Ernährung zulassen, zehren die Kraft früh auf. Man wundert sich, hier in dieser gesunden Wald- und Gebirgsgegend so viele Tuberkulosekranke zu finden. Aber die Hungerlöhne sorgen dafür, dass die Körper nicht widerstandsfähig werden und einen

geeigneten Nährboden für die verheerende Proletarierkrankheit abgeben. Der Ortsausschuss zur Bekämpfung der Lungentuberkulose betreut zurzeit 553 Lungenkranke, das sind nahezu acht Prozent der Bevölkerung.

Als kürzlich der Fabrikant Adam in Peterswaldau, der für sich und seinen Bruder vor kurzem zwei luxuriös eingerichtete Villen bauen ließ, aufgefordert wurde, seinen Jahresbeitrag für den Tuberkuloseausschuss zu bezahlen, gab er zur Antwort, er zahle genug Steuern und denke nicht daran, auch noch Sondersteuern zu bezahlen. Erst als ihm der Vorsitzende des Ausschusses mitteilte, dass man keinen Wert auf Mitglieder lege, die nicht bereit seien, Opfer zu bringen, sandte er seinen Jahresbeitrag von sage und schreibe 20 Mark ein. In seiner Fabrik, begünstigt durch die niedrigen Löhne, holen sich die Arbeiter die Tuberkulose. Aber 20 Mark sind dem Fabrikanten, der bei seinem persönlichen Aufwand nicht knauserig ist, zu viel, wenn er ein klein wenig mit dazu beitragen soll, den Kampf gegen die Tuberkulose zu unterstützen.

Die traurigsten Lebensverhältnisse der schlesischen Textilarbeiter bleiben natürlich nicht ohne Einfluss auf die heranwachsende Generation. Während die Säuglingssterblichkeit im Reichsdurchschnitt 9,7 Prozent beträgt, steigt sie in Niederschlesien mit 11,4 Prozent und in Peterswaldau auf 15,2 Prozent! Bei einer Erhebung in den Peterswaldauer Schulen wurde festgestellt: Von 715 Kindern kamen 31 ohne erstes Frühstück in die Schule, 55 ohne zweites Frühstück, 24 ohne erstes und zweites Frühstück. 32 haben kein Mittagessen, zwei hatten kein Hemd an, 46 hatten stark zerrissenes oder unzureichendes Schuhwerk.

Über die Schlafverhältnisse wurde festgestellt: 262 Kinder mussten ihr Bett mit noch einer Person teilen, 16 mit zwei, ein Kind mit mehr als zwei Personen. Nur 309 Kinder waren gut ernährt, 257 mittelmäßig und 142 schlecht. Diese Erhebung stammt aus dem Jahre 1927. Von einer amtlichen Persönlichkeit wird mir versichert, dass sich die Verhältnisse inzwischen noch verschlechtert hätten.

Die schlesischen Textilarbeiter stehen in einem harten, aber gerechten Kampf. Sie ringen um Verbesserung ihrer traurigen Lebenslage. Sie haben diesen Kampf nicht herausgefordert; er wurde ihnen von den Unternehmern aufgezwungen. Das hat die Sympathie der Bevölkerung den Ausgesperrten zugeführt. Selbst Geschäftsleute stellten dem Streikkomitee Lebensmittel für die Ausgesperrten zur Verfügung. Ruhig und einheitlich führen die Textilarbeiter ihren Kampf, und sie können der Sympathie der gesamten deutschen Arbeiterschaft gewiss sein!

Frauen in schwerer Zeit

Ein Arbeiterviertel im Berliner Osten. Mietskaserne reiht sich an Mietskaserne. Graue, hoch aufstrebende Häuser. Da und dort eine Kneipe an der Ecke. Lastwagen poltern über die Straße, Arbeiterkinder spielen auf den Gehsteigen, und Straßenhändler halten ihre Waren feil.

Ich gehe die Häuserreihen entlang und suche die Nummer 14. Dort wohnt die alte 73-jährige Margarethe Wengels. Sie hat ein Leben voll Arbeit und Kampf hinter sich. 48 Jahre steht sie schon in der Bewegung und ist heute noch eine tapfere Kämpferin für die rote Sache. Sie war damals schon dabei, als man vor 50 Jahren mit dem Sozialistengesetz die Arbeiterbewegung tothetzen wollte. Zwölf Jahre lang hat man die Sozialdemokraten unter dem „Schandgesetz“ verfolgt. Mit Ausweisung und Gefängnis war jeder bedroht, der zur roten Fahne stand. Alle Arbeiterorganisationen waren verboten, Zeitungen und Flugblätter durften nicht gedruckt werden, und wenn sie trotzdem erschienen, mussten sie heimlich verbreitet werden. Aber immer waren die Polizeispitzel hinterher.

Die Frauen konnten in dieser schweren Zeit viel für die Idee tun, weil sie der Polizei weniger „verdächtig“ schienen

als die Männer, die strenger beobachtet wurden. Margarethe Wengels gehörte damals schon zu den aktivsten Frauen, und deshalb ging ich zu ihr. Sie sollte mir aus jener Zeit erzählen. Aber das war nicht so einfach. Sie hielt das nicht für so wichtig, was sie getan. Aber Zureden hilft, und so erzählte sie mir denn, wie sie den *Sozialdemokrat* – der in der Schweiz heimlich gedruckt und über die Grenze geschmuggelt wurde – in ihrem Kinderwagen verstaut, Windeln und ihren Jüngsten obendrauf gepackt hat und so, fast unter den Augen der herumspionierenden Polizei, die Zeitungen zu den Genossen brachte. „An Demonstrationen, wie wir sie heute kennen, war damals natürlich gar nicht zu denken. Aber zeigen wollten wir doch, dass wir noch da sind und im Geheimen weiterarbeiten für unsere Idee. Da haben wir, als die Polizeiwirtschaft des Ministers Puttkammer am schlimmsten war, einmal eine große rote Fahne mit der Aufschrift versehen: ‚Nieder mit Puttkammer! Es lebe die Sozialdemokratie!‘ Und nachts ist die Fahne bei der Warschauer Brücke an Telegrafendrähten befestigt worden.

Am andern Morgen haben Tausende von Arbeitern, die auf dem Weg zur Fabrik vorbeikamen, unsere Fahne freudig begrüßt. So haben damals die Demonstrationen ausgesehen. Natürlich wurde die Feuerwehr alarmiert. Sie hatte lange damit zu tun, die Fahne wieder wegzubringen. Die Fahne war an einem Spazierstock meines Mannes festgemacht. Deshalb konnte ich die Kinder nicht auf die Straße lassen, denn die hätten den Stock erkannt und uns mit der Feststellung verraten: ‚Det is ja Vadders Spazierstock!‘“

„Einmal“, so erzählte sie mir, „hatte ich die ganze Wohnung voll Flugblätter, die ich nicht sicher genug verstecken konnte. Da klingelt’s. Natürlich dachte ich sofort an eine polizeiliche Haussuchung. Ich war damals im achten Monat schwanger. Als ich die Tür aufmache, stehen zwei Kriminalkommissare draußen. Da fange ich an, ganz fürchterlich zu jammern, lege mich schnell wieder aufs Sofa und brülle, als wenn ich am Spieß hinge. Ich täuschte Wehen

vor und verlangte von den Kommissaren, sie sollten doch schnell die Hebamme holen, statt da herumzuznüffeln. Sie holten wirklich die Hebamme, die genau im Bild war und den Polizeimenschen kurz und bündig erklärte, dass sie jetzt keine Männer in der Wohnung brauchen könne. Resolut schob sie die beiden Kommissare zur Tür hinaus. Kaum war die Luft rein, sprang ich wieder vom Sofa auf, packte die Flugblätter zusammen, und als mein Mann kurz darauf von der Arbeit heimkam, brachten wir die verbotenen Schriften schnell weg.

Ein anderes Mal, es war gerade der *Sozialdemokrat* gekommen, den ich schon im Einholekorb verpackt hatte, um ihn wegzubringen, da klingelt's. ‚Das ist sicher die Polizei‘, denke ich. ‚Was tun?‘ Ich nehme schnell ein Stück Bindfaden und befestige den Korb mit den Zeitungen am Fensterkreuz und zwar so, dass der Korb zum Fenster hinaus auf die Straße hing. Dann mache ich die Tür auf. Die Kriminalbeamten haben mir die ganze Wohnung auf den Kopf gestellt. Aber die Zeitungen haben sie nicht gefunden. So ist's oft gegangen. Haussuchungen hatten wir gerade genug. Einmal fünf in einer Woche. Gefunden hat man zwar nie etwas, aber meinen Mann haben sie doch eingesperrt.“

„Haussuchungen gab's die Menge. Aber bei mir haben die Spitzel nie was gefunden. Da war immer alles fein versteckt. Natürlich hatten die Frauen auch ihre Organisation. Da gab's einen Verein der Mäntelnäherinnen und einen Verein der Arbeiterinnen in Berlin. Die sahen ganz unpolitisch aus, waren's aber gar nicht. Die Polizei kam dann dahinter und hat die Vereine verboten. Zwei unserer Vorstandsmitglieder sind ins Gefängnis gekommen. Aber wir haben uns zu helfen gewusst. Da gab's eine Krankenkasse, die Offenbacher Frauenkasse. Dort waren alle politisch tätigen Frauen Mitglied, und auf unseren Krankenkassentagungen gab's dann politische Beratungen.

Die heutige Generation meint, wir hätten noch nicht recht viel erreicht. Aber wir Alten überblicken einen größeren

Zeitraum, und deshalb können wir feststellen, dass doch vieles besser geworden ist. Wir haben nach harten Kämpfen für die Frauen politische Rechte erkämpft. Jetzt gilt es, auch Gebrauch davon zu machen.“

In einem Altersheim im Norden Berlins suchte ich dann Frau Merkowski auf. Ihr Mann hatte während des Sozialistengesetzes den Unterstützungsbund für politisch verfolgte Polen organisiert. Das war natürlich verboten. Die Achtgroschenjungen der Polizei schlichen sich in den Bund ein und zettelten Prozesse an. In einen solchen Prozess wurde Franz Merkowski verwickelt und zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, nachdem er vorher schon ein halbes Jahr in Untersuchungshaft gesessen hatte. Seine Frau war ihm stets eine mutige Kampfgenossin, und der Polizei hat sie manches Schnippchen geschlagen.

Frau Merkowski hat viel Schweres durchgemacht. Aber sie war immer eine tapfere Frau und ließ sich nicht unterkriegen. Im gleichen Altersheim mit ihr wohnt heute die 70-jährige Johanna Müller. Die läuft noch heute trotz ihres Herzleidens für die Partei treppauf, treppab, wenn es gilt, Flugblätter auszutragen oder auf Hausagitation für Partei oder Presse zu gehen. Unterm Sozialistengesetz haben ihr politische Gegner den Spitzelnamen „Rote Hanne“ gegeben. Wenn sie von ihren Erlebnissen aus der Zeit des Sozialistengesetzes erzählt, dann leuchten ihre Augen, und in Erinnerung daran, wie sie die Polizei hinters Licht geführt hat, lacht sie hell auf, als sei es gestern erst geschehen. Von der schweren und ernsten Arbeit in den Achtzigerjahren hat sie mir manches erzählt.

„Da war beim Genossen Jutschow Haussuchung gewesen. Seine Frau wirft schnell die Flugblätter in den Ofen, damit sie die Polizei nicht erwischt. Aber der Ofen hatte nicht mehr viel Glut, und der Kriminalkommissar zog die halbverkohlten Flugblätter triumphierend heraus. Ein halbes Jahr Gefängnis gab's dafür. Als Jutschow seine Strafe verbüßt hatte, zog ich mit 30 Genossen zum Plötzenseer Gefängnis, um den ‚Verbrecher‘ abzuholen. Natürlich hatte

ich auch eine rote Fahne dabei. Als die entfaltet wurde, ging Militär mit gefälltem Bajonett gegen uns vor und erzwang die Einrollung der Fahne.

Die geheimen Versammlungen der Sozialdemokraten fanden in unserem Bezirk im *Schweinekopf* statt. Beim Nachhausegehen sind drei Mitglieder, die Flugblätter bei sich hatten, von der Polizei gestellt worden. Sie suchten beim Nordhafen über die zugefrorene Spree zu entkommen, brachen aber im Eis ein und ertranken alle drei. Die Polizei machte gar keinen Rettungsversuch. Es waren ja nur drei ‚Rote‘, die da unters Eis versanken ...“

Drei Arbeiterfrauen haben mich einen flüchtigen Blick tun lassen in den reichen Schatz ihrer Erinnerungen aus der schwersten politischen Kampfzeit. Drei Proletarierinnen, die nicht Führer waren, die nur schlicht und einfach ihre Pflicht taten, als könnte es gar nicht anders sein. Und doch, wie viel Hingabe, Opfermut und Treue klingt aus diesen schlichten Erzählungen!

Wir vergessen zu leicht, dass jahrelange, opferreiche Kämpfe nötig waren, die politische Mündigkeitserklärung der Frau durchzusetzen. Tausende von tapfereren Kämpferinnen und Kämpfern haben Teil daran. Sie gaben ihr Bestes hin, einer neuen Zeit den Weg zu Bahnen. Macht's ihnen nach! Ihr könnt, wenn ihr nur wollt!

Porkus

Eigentlich heißt er ganz anders. Er hat sogar einen sehr schönen, wohlklingenden Namen. Aber eines Tages hat man ihn Porkus genannt, weil diese Bezeichnung besser zu seiner Wesensart passt. Also nennen wir ihn auch so.

Er ist ein merkwürdiger Kerl, dieser Porkus. Außerordentlich großzügig und splendid, wenn er Geld hat. Meistens hat er aber keines. Nicht etwa, weil das seinen Neigungen

entspricht. Im Gegenteil. Er liebt es, Geld in der Tasche zu haben. Aber es bleibt nie lange drin, so oft auch welches hineinkommt. „Geld muss rollen“, meint Porkus, und er steht zu seinen Grundsätzen. Dabei weiß er aber nie, wo er sein Geld hingebracht hat. Er ist nur immer ärgerlich, dass in dieser materiellen Welt die Unsitte des Bezahls noch nicht abgeschafft ist.

Eines Tages mietete Porkus wieder einmal ein möbliertes Zimmer. Er zieht ein und macht sich's gleich bequem. Seine Siebensachen sind rasch ausgepackt, weil er vorzieht, nur die allernotwendigsten Dinge, wie Wäsche, Zahnbürste und dergleichen mit sich zu führen. Er hat auch stets nur einen Anzug, weil, wie er meint, in den zweiten – wenn er ihn hätte – doch nur die Motten kommen würden, falls er zufällig einmal im Kleiderschrank und nicht auf dem Versatzamt hinge.

Also, Porkus ist eingezogen und, um einen guten Eindruck zu machen, setzt er sich gleich an den Tisch, um zu arbeiten. Er ist nämlich ein begnadeter Schriftsteller. Übrigens ein fabelhaft fleißiger Mensch, wenn er gut zu Mittag gegessen hat. Er tut das leider selten, mehr aus zwangsläufigen Gründen als aus Neigung. Aber heute hat er es getan. Und so schreibt er nun den ganzen Nachmittag, bis in den späten Abend hinein. Blatt um Blatt wird voll geschrieben, und am andren Tag läuft Porkus von Zeitungsredaktion zu Zeitungsredaktion, seine Geistesprodukte an den Mann zu bringen. Aber die Redakteure sind elende Banausen und haben kein Verständnis für junge Talente. Porkus kommt mit seinem ganzen Stoß von Manuskripten wieder nach Hause und schimpft ganz lästerlich auf die Hornochsen von Redakteuren, die jeden Kitsch drucken und für seine hochwertigen Arbeiten kein Verständnis haben.

Aber das wollte ich eigentlich gar nicht erzählen, sondern etwas ganz anderes. Porkus isst leidenschaftlich gern Kamerunnüsse. Die Schalen verwahrt er gewissenhaft in seinen Rocktaschen, die er Abend für Abend im Zimmer ausleert. Weil er aber ordnungsliebend ist, schiebt er die

Nussschalen zur Freude seiner Schlummermutter stets unter den Kleiderschrank. Das wäre weiter nicht schlimm. Aber Porkus hat außerdem die merkwürdige Gewohnheit – er schreibt sehr temperamentvoll – das Tintenfass möglichst gründlich auszuleeren, auf die Tischdecke nämlich. Weil nun der große Tintenleck sein ästhetisches Empfinden stört, verdeckt er ihn mit seinen Manuskriptpapieren. Auf diese Weise entzieht Porkus seine Missetat der Entdeckung, und der Tintenlecks kann nachhaltig eintrocknen, dass alle Mittel der Reinigungskunst ihn nicht wieder wegbringen.

So ist Porkus nun mal. Tintenlecke auf Tischdecken machen, gehört zu seinen Leidenschaften. Daraus darf man aber nicht schließen, dass er etwa ein unsauberer Mensch wäre. Im Gegenteil! Er hat das Bestreben, stets reine Wäsche zu tragen. Das ist nur zuweilen mit einigen Schwierigkeiten verbunden, weil Porkus eine Abneigung dagegen hat, seine Wäsche zur Wäscherin zu bringen. Aber einmal geht selbst der größte Vorrat zu Ende, und eines Tages nimmt Porkus sein letztes reines Hemd aus dem Schrank. Jetzt bleibt ihm keine Wahl. Missgelaunt packt er sämtliche Hemden, Kragen und was sonst dazu gehört zusammen und trägt sie zur nächsten Wäscherei. Wie man ihm aber nach acht Tagen alles piekfein gewaschen und geplättet wiederbringt, hat er kein Geld. Wäscherinnen sind misstrauisch, und Porkus bekommt auch nicht den Zipfel eines Hemdes.

Aber er ist praktisch und weiß sich zu helfen. Am Nachmittag – die Vermieterin besucht gerade eine Base – zieht er sein letztes Hemd vom Leib, wäscht es im Badezimmer, trocknet es auf der Dampfheizung und fängt an, es in der Küche mit dem elektrischen Eisen zu plätten. Mitten in der schönsten Plätterei brennt ihm die Sicherung durch. „Verteufeltes Pech“, flucht er und rennt zum Hauptschalter, eine neue Sicherung einzuschrauben. Dazu braucht er eine ganze Weile. Endlich hat er's geschafft, und erleichtert aufatmend zündet er sich eine Zigarette an. Wie er wieder

in die Küche kommt, fährt ihm ein heiliger Schreck durch die Glieder. Das Plätteisen hatte er natürlich auf dem Hemd stehen lassen, und Hemd und Plättbrettaufgabe waren durch- und durchgebrannt. Es roch und dampfte schon ganz verdächtig in der Küche. Schnell einen Eimer Wasser über die ganze Bescherung, und der Wohnungsbrand ist verhindert. Aber Porkus' letztes Hemd war flöten. Wenn die Not am größten, ist der Geldbriefträger am nächsten. Eine Postanweisung brachte am nächsten Morgen die Rettung. Schnurstracks geht Porkus zur Wäscherin und fordert, gestützt auf seine fünf Mark im Portemonnaie, eines seiner gewaschenen Hemden. Aber die Wäscherin ist hartherzig. Sie gibt nur alles oder gar nichts heraus. Die ganze Wäsche kostet 20 Mark, und ohne Geld wird nichts ausgeliefert. Punktum! Kurz entschlossen verlässt darauf Porkus unter Protest den Laden der geldgierigen Wäschemamsell und kauft gegenüber im Herrenausstattungsgeschäft ein neues Hemd für vier Mark und 50 Pfennige. Den Rest legt er in einer Tasse Kaffee an.

Irgendein Glücksfall hat es möglich gemacht, dass Porkus seine Wäsche gegen 20 Mark wieder einlösen konnte. Damit er aber nicht wieder in eine ähnlich peinliche Lage kommen kann, hat er einen genialen Plan ausgedacht und auch gleich verwirklicht. Er bringt jetzt jedes Hemd, jedes Taschentuch und jeden Kragen einzeln zu je einer Wäscherin. Die Wäschereien des Bezirks reichen kaum aus. Doch hat dieses System den Vorteil, dass Porkus jederzeit ein einzelnes Wäschestück abholen kann, wenn er es gerade nötig hat, und er ist nicht mehr den Erpressungen einer Wäscherin ausgesetzt, die nun partout 20 Mark von ihm haben will. Nur einen Haken hat die Sache. Porkus liebt es nicht, über so profane Dinge wie schmutzige Wäsche Aufschreibungen zu machen. Und drei Dutzend Adressen von Wäschereien im Kopf zu behalten und auch noch zu wissen, wo man einen Kragen, ein Hemd oder ein Taschentuch hingebracht hat, das ist ein wenig schwierig. Manchmal will er sich einen Kragen bei einer Wäscherin

abholen, die absolut nichts von einem Kragen weiß und behauptet, ein Hemd von ihm gewaschen zu haben. So was ist peinlich. Noch peinlicher aber wird's, wenn Porkus die Adressen vergessen hat. Dann läuft er verzweifelt in jede Wäscherei, an der er vorbeikommt, und verlangt einen Kragen oder ein Hemd. Zuweilen hat er auch Glück, weil er ja fast alle diese nützlichen Anstalten des Bezirks mit seiner Kundschaft beehrt, seit er sein geniales System eingeführt hat.

Inzwischen hat Porkus sämtliche Tischdecken seiner Vermieterin mit Tinte bekleckst, ihr auch noch allerlei ruiniert, sodass ihr die Geduld ausging, zumal Porkus am Monatsschluss gerne auch die Miete vergaß. Die Gute kündigte ihm deshalb die Freundschaft und damit auch das Zimmer. Ein anderes Zimmer hat Porkus ja bald wieder gefunden. Aber in seinem neuen Wohnbezirk gibt es nur drei Wäschereien. Jetzt sitzt er vor seinem Schreibtisch und grübelt über ein neues sinnreiches System, wie er die Sache mit der Wäsche machen soll.

Lippe-Detmold – eine wunderschöne Stadt

Wer nicht selbst aus dem Lippischen oder aus dem Westfälischen stammt, weiß meist von dem Freistaat Lippe und seiner Hauptstadt Detmold nicht recht viel mehr, als dass dort ein Scherzlied zuhause ist, das ihm irgendwo einmal um die Ohren geklungen sein mag, oder das er selbst einmal gesungen hat: „Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt, darinnen ein Soldat ...“

Eine wunderschöne Stadt ist Detmold geblieben, ja, es verdient diese Bezeichnung heute noch mehr als früher. Mit seinen 18.000 Einwohnern ist es der Regierungssitz eines der kleinsten deutschen Freistaaten. (Lippe hat 165.000 Einwohner). Von dem einstigen Hofbetrieb des

letzten Fürsten künden zahlreiche Hoflieferanten-Schilder an allen Ecken und Enden der Stadt, aber mit der fürstlichen Herrlichkeit ist's aus. Die Sozialdemokratie hat seit 1918 maßgeblichen Einfluss in der Regierung des kleinen Landes. Und sie hat es gut verwaltet. Das kam auch im Stimmenergebnis bei den letzten Reichstagswahlen zum Ausdruck.

Die Stadt Detmold ist erfüllt von der Romantik der Kleinstadt. Man lebt hier nicht so schnell wie in den Großstädten. Da schlendert man noch durch alte Gassen mit bunten Fassaden und altertümlichen Inschriften. Hier ist eine Gasse, die aussieht, als wäre sie in einen Farbtopf getaucht, so bunt sind ihre Häuser. Mitten in der Stadt liegt ein herrlicher, alter Schlossgarten, hinter dessen Bäumen sich eines der schönsten Renaissanceschlösser verbirgt.

In der Wehmstraße künden zwei kleine Tafeln, dass hier Ferdinand Freiligrath geboren und daneben der Dichter Grabbe gestorben ist. Als Freiligrath noch voll revolutionären Dranges war, wollten die Detmolder Spießbürger nicht gar viel von ihm wissen, und als er später zum Dichter des *Trompeters von Vionville* wurde, da waren sie gar stolz auf ihn, aber Freiligrath wollte nun von Detmoldern nichts mehr wissen. Auch Grabbe hat man in Detmold zu seinen Lebzeiten nicht gerade sehr geschätzt. Erst lange nach seinem Tode kam man auf den Gedanken, ihm eine Gedenktafel ans Sterbehaus zu setzen und sein Grab zu pflegen. Den ersten Dichter des Proletariats, Georg Weerth, der ebenfalls in Detmold geboren ist und mit Karl Marx und Freiligrath zusammen an der *Neuen Rheinischen Zeitung* gewirkt hatte, haben die Detmolder Bürger ganz und gar vergessen. Im vorigen Jahr frischte ein Großneffe des Dichters, Studienrat Karl Weerth, der am Detmolder Gymnasium wirkt, die Erinnerung an den Revolutionär auf und brachte eine ausgezeichnete Arbeit heraus, die uns ein auf ausgezeichnetes Quellenmaterial gestütztes Lebensbild vermittelt.

Aller Hoflieferantengeist und alle Enge der Kleinstadt vermochten aber nicht, das Vordringen der sozialistischen

Idee in Detmold zu hindern, und als Zeichen der Stärke und Kraft der Arbeiterbewegung steht heute als das modernste Gebäude der Stadt ein stattliches Volkshaus da. Das ist möglich geworden, obwohl die in der Detmolder Möbelindustrie beschäftigten Arbeiter meist die Dörfer in der Nachbarschaft Detmolds zu Wohngemeinden haben. Zu den Schmuckstücken Detmolds gehört die Allee, die zum Büchenberg und zum Teutoburger Wald führt. Eine prachtvolle Parkanlage bietet der Palaisgarten. Es wird wohl nur wenige Städte geben, aus denen man, wie in Detmold, mit einem Katzensprung im Wald ist. Von der Stadtmitte kaum zehn Minuten breitet sich der alte Buchenwald auf dem Büchenberg, der Detmolds Jugend zugleich „Tugendpfad“ und „Seufzerallee“ abgibt. Geht man etwa zehn Minuten in den Wald hinein, dann trifft man auf das *Krumme Haus*, heute eine beliebte Gartenwirtschaft. Auf dem breiten Gelände dort mitten im Wald stand zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine prunkvolle Anlage, die der alten lippischen Residenz ein kleines Versailles anhängen sollte. Während eines Nachtfestes mit Feuerwerk brannte die ganze Anlage ab, das Feuerwerk war größer geworden, als es der Feuerwerker vorgesehen hatte.

Wo einst Fürsten, Prinzen und Standesherrn ihren Vergnügungen nachgegangen waren, erholen sich heute Detmolds Arbeiter und Bürger von des Tages Last und Mühe, und zuweilen am 1. Mai weht hier vom Fahnenmast das rote Kampfbanner des Sozialismus, wenn die Arbeiterschaft sich unter den alten Buchen zur Maifeier versammelt.

Eine wunderschöne Stadt ist Detmold durch all die Jahre geblieben. Der Reiz seiner alten Gassen, die Nähe des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg im Teutoburger Wald und die unzähligen Möglichkeiten, von Detmold aus durch das herrliche lippische Land zu streifen, haben den Fremdenverkehr stark gefördert. Bis nach Holland ist der Ruf der wunderschönen Stadt gedrungen, von wo alljährlich zahlreiche Fremde nach Detmold und Lippe kommen. Der holländische Touristenverein „Die Naturfreunde“

kommt alljährlich mit größeren Wandergruppen, um den Teutoburger Wald und die alten lippischen Städte zu besuchen, und aus dem Hannoverschen und Westfälischen strömen frohe Wanderscharen durchs Lippische Bergland und die schönen Wanderwege des Teutoburger Waldes. Und auf den Wanderstrecken hört man überall singen: „Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt ...“

Geruhsam fließt das Leben im Lipperland und in seiner „Residenz“ Detmold. Aber es gibt auch mancherlei Spaßvergnügen. Man macht zuweilen Witze in Detmold, allerdings meist unfreiwillige. Einige davon sollen hier erzählt werden.

Kommt da jüngst ein Berliner nach Detmold und geht abends ins Landestheater. Während der Pause kommt ihn ein mächtiges Verlangen nach einem Schinkenbrot an. Lippischer Schinken ist ihm oft gerühmt worden. Er segelt also auf die Garderobenfrau zu und fragt: „Verzeihen Sie, können Sie mir sagen, wo hier das Foyer ist ...?“ Ein paar Sekunden verständnisloses Anstarren. Dann kommt der Frau die Erleuchtung: „Da müssen Sie über die Galerie auf die andere Seite gehen. Hinten durch die letzte Tür ...“ Der Berliner geht über die Galerie zur letzten Tür und findet dort die Aufschrift: „Für Herren“.

Fremdworte sind Glückssache, und die gute Garderobenfrau im Detmolder Landestheater hat eben kein Glück gehabt. Aber unser Berliner hat eine so starke Sehnsucht nach lippischem Schinken, dass er trotz seines Missgeschicks sein Vorhaben noch nicht aufgeben will. Er steigt ein paar Stufen tiefer und wendet sich dort an einen anderen dienstbaren Geist: „Verzeihung, wo ist das Foyer ...?“ Erstauntes Kopfschütteln. Kurzes Besinnen und dann die Antwort: „Nein, die Dame kenne ich nicht ...“ Da gab's der Berliner auf.

Der Fremdenverkehr ist in Lippe ein gar beachtlicher Wirtschaftsfaktor. Die Bäder Salzuflen und Meinberg, der herrliche Teutoburger Wald, das Lippische Bergland und

schöne lauschige Täler ziehen alljährlich Tausende Erholungsbedürftige an. Der Fremdenverkehrsverein hat einen prächtigen Werbefilm drehen lassen, und dieser Film hat sich bei seiner Erstaufführung in Detmold die Herzen aller Lipper im Sturm erobert. Die *Lippische Landeszeitung* brachte einen begeisterten Bericht. Aber in der Schilderung der Bilder von dem alten Städtchen Horn war folgender anzüglicher Satz zu lesen: „Und dann die Schlachtschwertierier! Sah man feinere Gestalten an der Mauer einer Altstadt zeugen?!“ Wenn dem so ist, dann müsste sich doch wohl die Filmzensur für den Lipperfilm interessieren.

Im lippischen Naziblättchen stand unter einem großen Hakenkreuz angekündigt, dass der Frau eines Nazihäuptlings ein gesundes Töchterchen geboren wurde. Dann folgte ein haardünner Strich, unter dem in fetten Lettern zu lesen war: „Inserieren bringt Gewinn!“ Dass der Klapperstorch bei solchen Ereignissen mitwirkt, hat man uns ja früher einmal weismachen wollen. Aber dass das Kinderkriegen vom Inserieren kommt, das haben uns erst die lippischen Nazis klargemacht.

Im vorigen Jahr waren die Beauftragten des Sparkommissars in Lippe und prüften auf Verlangen des Landespräsidiums die gesamte Verwaltung des kleinen Landes auf Sparmöglichkeiten durch. Die beiden Herren waren für jedermann in Detmold kenntlich, denn sie trugen als einzige Bewohner Detmolds Monokels. Der einzige demokratische Abgeordnete des lippischen Landtags pirschte sich eines Tages an die beiden Sparkommissare heran, als sie gerade ihr Abendessen in einem lauschigen Ausflugsrestaurant nahe bei Detmold – im *Krummen Haus* – einnahmen. Er erzählte ihnen gar viel darüber, wo man sparen müsse und wo man es nicht dürfe, und die beiden Monokelträger hörten sich das geduldig an. Schließlich meint der Abgeordnete im Laufe des Gesprächs: „Es freut mich, meine Herren, dass Sie Ihre Aufgabe mit dem Sparen so ernst auffassen, dass Sie sogar bei sich selbst damit anfangen.“ Zwei fragende Blicke der Sparkommissare. Darauf

der Lipper: „Na, Sie haben sich doch zu zweit eine Brille geteilt ...“

Die Bänke der Abgeordneten im lippischen Landtag sind nicht am Fußboden befestigt, weil der Saal zuweilen auch als Schwurgerichtssaal Verwendung findet. Zu solchen Gelegenheiten müssen dann die Abgeordnetensitze aus dem Saal verschwinden. Es kann deshalb vorkommen, dass die eine oder andere Bank einmal etwas weiter vorne oder hinten steht als allgemein üblich. Der einzige demokratische Abgeordnete des Landtags, ein etwas pedantischer Dorfschulmeister, ärgert sich jedes Mal aufs Neue, wenn seine Bank nicht genau an der für sie bestimmten Stelle steht. Gelegentlich der letzten Etatberatungen im März gab er seinem Unmut über diesen Missstand gar temperamentvoll Ausdruck: „Das ist doch unerhört, jeden Tag werde ich weiter zurückgedrängt. Nächstens setzt man mich überhaupt hinten in den Zuhörerraum!“ Darauf ein anderer Abgeordneter: „Ja, Herr Kollege, das ist der Zug der Zeit!“

Im lippischen Landtag wurde einmal über die Mitwirkung eines Abteilungsleiters der Regierung bei irgendwelchen Maßnahmen gesprochen. Besagter Abteilungsleiter ist ein wohlbeleibter Herr mit recht strebsamem Bäuchlein. Eine Abgeordnete meinte in der Debatte, dass sich der Abteilungsleiter unmöglich um alle Einzelheiten kümmern könne. Sie dachte sich seine Mitwirkung vielmehr so, „dass er über dem Ganzen schwebe ...“ Einen Augenblick war's um die Würde des Parlaments geschehen. Die Abgeordneten bogen sich vor Lachen, weil sich ein jeder vergegenwärtigte, wie groß wohl die Spannweite der Flügel sein müsste, um den wohlbeleibten Herrn zu tragen.

Der Kampf gegen die Nazis in Lippe

Die Kolumne *Nazi-Jüskén* vom 5. Juli 1932

In der vorigen Woche habe ich mich bereits vorgestellt. Jetzt werden mich alle schon kennen, und ich kann ohne Einleitung gleich anfangen. Gestern habe ich einen Pege [Parteigenossen; Anm. F.M.] getroffen, der war bei den Hessenwahlen in Darmstadt. Duiker noch mal, was der alles erzählt! Also, in den Städten, da ist's uns Nazis schlecht gegangen, nur auf dem Land haben wir was zugeholt. Aber das kommt in Lippe nicht in Frage, weil ja die Ziegler auf den Dörfern wohnen. In Hessen haben wir ja noch mal Glück gehabt. Die Notverordnung von Papen war erst acht Tage heraus und noch nicht so recht bekannt geworden. Da haben uns die Leute noch alle unsere Versprechungen aufs Dritte Reich geglaubt. Aber bis zu den Reichstagswahlen ist noch eine lange Zeit, und die Sozialdemokraten kommen in jedes Haus und erzählen, dass Hitler die Regierung der Barone toleriert. Aber beinahe hätte ich das Wichtigste vom Hessenwahlkampf vergessen. Mein Pege erzählt mir, überall haben die SA-Jungens ihre Hakenkreuze hingemalt. Ganze Landstraßen entlang an jeden Baum und in den Städten an die Mauern und so. Aber über Nacht sind die Eisernen Frontler gekommen und haben ihre drei Pfeile drüber gemacht, mit Kreide oder mit Farbe, wie es gerade ging. Dann hat das am anderen Tag so ausgesehen, als wären alle Hakenkreuze von den Pfeilen der Eisernen Front durchbohrt. Junge, Junge, die waren auf dem Damm. Ich glaube, in Hessen haben sich die Pfeilmänner das Schlafen abgewöhnt. Und wie der Kampf zu Ende war, hatten sie zwei Mandate gewonnen. Nur gut, dass der Wahlkampf nicht länger gedauert hat, sonst hätten sie noch viel mehr geholt.

Aber trotz der trüben Zeiten, die wir Nazis jetzt erleben, gibt's doch noch erhebende Momente. In Alverdissen hat unser Pege Hollenberg in der Gemeindevertretung den Antrag gestellt, unseren Führer Hitler zum Ehrenbürger von Alverdissen zu ernennen. So was freut einen denn ja auch. Aber mittendrunterdrin hat er sich's dann anders überlegt, weil die Marxisten so infam darüber gelacht haben, und dann hat der Hollenberg seinen Antrag wieder zurückgezogen. Die Alverdissener müssen jetzt unbeehrenbürgert dahinleben. So was freut einen denn ja wieder nicht.

In Lage sind vor ein paar Tagen beim Postamt die Invaliden- und Witwenrenten ausbezahlt worden. Die sind jetzt gekürzt worden. Das ist 'ne dumme Sache. Und die Eisenfrontler standen obendrein noch vor dem Postamt und haben ihre Flugblätter verteilt. Jedem Rentner, jeder Witwe haben sie eines gegeben; und da ist dringestanden, dass die Nazis schuld daran wären, dass die Renten gekürzt sind, weil sie doch die Regierung der Barone unterstützen und nichts gegen die Rentenkürzung tun. Da bin ich hin zu einer Witwe, die zum Erbarmen geweint hat, weil man ihr so viel abgezogen hat, und hab sie getröstet. „Frau“, hab ich gesagt, „wenn unser Adolf Hitler erst mal am Ruder ist, dann kriegen Sie das Geld alle wieder! Und wenn er's nicht tut, dann stellen wir ihn selber an die Wand!“ Aber die Frau hat's nicht glauben wollen. Und ehrlich gesagt, ich glaub's selber nicht, was ich da gesagt habe. Aber das Elend von den armen Leuten erbarmt einen in tiefster Seele, und ich kann doch nicht helfen, weil Hitler die Regierung toleriert und weil der Reichspropagandaleiter befohlen hat, gegen die Regierung Papen darf nichts gesagt werden. Da müssen wir halt das Maul halten.

Dass es nicht besser wird, wenn Hitler dran ist, darüber bin ich mir klar. Und meine Peges auch. Jüngst sind wir zusammen von Lage nach Lemgo gefahren und haben uns in der Bahn so unterhalten. Unser Pege Diehl war auch dabei, und der ist immer gut unterrichtet, weil er doch ein Amtswalter in der Nazipartei ist. Der hat unlängst

geheiratet. Da hab ich gefragt, wie er das denn wagen könne, bei den schlechten Zeiten, er wisse doch auch, dass in den nächsten zehn Jahren nicht damit zu rechnen ist, dass es besser wird. Das weiß er natürlich, aber er kann sich das leisten, er hat so 'ne Art Sekretärposten. Aber ans Besserwerden durch Hitler glaubt er auch nicht. Das hab ich gemerkt.

Recht viel Vertrauen zum Besserwerden kann man ja bei uns in der Nazipartei auch nicht haben. Die Sache mit dem Kassenwart Mühlenhof ist nämlich nicht gerade vertrauenerweckend. Der ist jetzt geschasst, und im *Kurier* heißt es, dass er auch aus der Partei rausgeflogen ist. Bruch der Parteidisziplin soll der Grund sein. Wenn da nur nichts anderes zu Bruch gegangen ist. Ich hab da so meine eigenen Gedanken drüber.

Und wegen Besserwerden! Jetzt, wo unsere Peges in den Gemeinden und Stadtparlamenten Gelegenheit gehabt hätten, einmal zu zeigen, wie es bei ihnen besser wird, haben sie einfach die États abgelehnt und faule Ausreden dazu gemacht. Damit locken sie aber keinen Hund hinterm Ofen vor. Wenn nur nicht die verfluchte Parteidisziplin wäre. Wir einfachen SA-Leute haben doch nichts zu melden. Wir haben das Maul zu halten und stramm zu stehen, wenn der Osaf [Oberster SA-Führer; Anm. F.M.] etwas anordnet. Und wäre in diesen Spalten nicht Gelegenheit, dass ich mir mal was vom Herzen runter schreibe, dann wäre ich ebenso schlimm dran, wie meine übrigen Peges, die auch nur im Stillen maulen dürfen, weil sie sonst eine in die Fresse kriegen, indem wir doch gegen Meinungsfreiheit und gegen Demokratie, aber für die Diktatur sind, auch in unserer Partei.

Im Kreis Detmold haben unsere Peges nach langem Hän-gen und Würgen ja den Etat angenommen. Aber der Wedderwille sagt, sie wären nur „geblufft“ worden. Und wie nun das *Volksblatt* gefragt hat, wer wen geblufft hat, da ist es rausgekommen. Im *Kurier* steht's, dass der Landrat Schweiger versprochen hätte, der Fehlbetrag würde vom

Land oder vom Reich gedeckt. Also, dann wäre der Landrat der Bluffer. Wenn sich der das nur gefallen lässt. Hoffentlich klagt er nicht. Der *Volksblatt*redakteur hat nämlich den Pommerenke schon verklagt, weil der behauptet hat, der Fechenbach hätte als Sekretär des Ministerpräsidenten Eisner in München Todesurteile gegen unschuldige Geiseln unterschrieben. Das kann eine böse Sache für unseren Pege, Redakteur Pommerenke, werden, weil er doch wissen muss, dass man jemanden nicht intellektuelle Urheberchaft zum Mord vorwerfen darf, wenn das nicht wahr ist. Und der Fechenbach war ja zu der Zeit überhaupt nicht in München. Aber bei den vielen Strafen, die der Pommerenke schon hat, kommt's auf eine mehr oder weniger auch nicht mehr an.

Aber jetzt muss ich in die hohe Politik steigen. Das *Volksblatt* hat einen Brief vom Herrenklub veröffentlicht. Der Herrenklub hat ja die ganze Geschichte mit der Regierung Schleicher-Papen geschoben. Das ist die Kamarilla, die dahinter steht. Und der Herr von Gleichen sagt in seinem Brief extra: „Das neue Kabinett wird nicht nur von den Nazis toleriert, sondern hat die ausdrückliche Zustimmung des Führers.“

Jetzt haben wir den Salat! Da hilft uns alles Leugnen und Lügen nichts, jetzt weiß es alle Welt, dass die Nazis alles mitmachen, was die Barone in der Regierung tun, und dass sie auch deshalb nichts gegen die Renten- und Unterstützungskürzungen machen dürfen.

Wie der Brief bekannt geworden ist, bleibt mir ein Rätsel. Ich habe nur eine Erklärung. Der Herr von Papen hat ja schon zweimal während des Krieges seine Akten verloren, und jedes Mal waren die allerwichtigsten Dinge dabei und sind unseren Feinden in die Hände gefallen. Vielleicht hat der Papen wieder seine Aktentasche verloren, und die Marxisten haben auf diese Weise den Brief bekommen, wo sie jetzt überall beweisen können, dass Hitler und Papen zusammengehören wie die Eiserne Front und die drei Pfeile. Heil Schleicher-Papen! Nazi-Jüsken

Jagt den Nazi-Spuk zum Teufel! vom 9. Januar 1933

Paul Löbe und Heinrich Drake in Salzuflen, Lemgo und Silixen – Überfüllte Massenkundgebungen – Lodernde Kampfbegeisterung – Generalangriff auf ganzer Linie

Die letzte Kampfwoche hat begonnen. Der Wahlkampf kommt zu höchster Steigerung. In jede Stadt, in jedes Dorf tragen sozialdemokratische Redner die Parolen der Sozialdemokratie. Dem bramarbasierenden Hitlertheater setzen wir unsere unermüdliche Kleinarbeit entgegen. Neben den zahlreichen Versammlungen, die am Sonntag Genosse Schreck in Hohenhausen, Sonneborn und Bega abhielt, sprach Genosse Drake und andere lippische Genossen in Haustenbeck, Oesterholz, Herrentrup und Leopoldstal. Überall stärkster Besuch, überall glänzende Kampfstimmung und Siegeswille. Den Höhepunkt des gestrigen Großkampftages aber bildeten die Massenkundgebungen in Salzuflen, in Lemgo und Silixen. Während die Nazis sich aus Preußen die Besucher zu ihrem Hitlertheater heranziehen und von ihnen „lippische Wähler“ markieren lassen, stellen auch in den größten sozialdemokratischen Kundgebungen die Lipper selbst die Besucher, und auch da nur die Bewohner des engeren Bezirks des Versammlungsortes. Das vermag uns keine Partei gleichzutun. Mögen die Preußen zu Hitler fahren, die lippischen Arbeiter sind in den sozialdemokratischen Versammlungen. Und auf die Lipper kommt es am Sonntag an, wenn die Entscheidung fällt.

Der Nazi-Reichstagsabgeordnete Rust hat in einem Artikel im Hannoverschen Nazi-Blatt die Katze aus dem Sack gelassen und ausgeplaudert, warum die Nazis so große Anstrengungen um Lippe machen. Nicht um Lippe und der Lipper willen. Nein, „um damit den verantwortlichen Leitern der Reichspolitik am Vorabend der großen politischen Entscheidungen in Deutschland noch einmal den unveränderten Willen nach nationalsozialistischer Füh-

zung zum Ausdruck zu bringen.“ Das also ist des Pudels Kern! Die Lipper sollen missbraucht werden, das politische Geschiebe Hitlers um die Regierungssessel im Reich zu erleichtern. Man will im Reich vortauschen, die Nazi-Welle sei wieder im Ansteigen. Da man's bei den Lippern nicht schafft, holt man Verstärkung aus dem Ausland. Der *Völkische Beobachter* meint heuchlerisch: „Man fragt sich nur immer wieder, wo die vielen Menschen herkommen.“ Sehr einfach, aus Preußen lässt sie Hitler holen! Mag er immerhin. Die Lipper haben den Schwindel längst durchschaut.

In Bad Salzuflen war die große Wandelhalle des Kurparks gestern zum Bersten überfüllt. Es drängten sich viel mehr Menschen als in der Goebbels-Versammlung, in der „die große Lippe“ im kleinen Lippe produziert wurde. Wohl an 5.000 Menschen lauschten den Rednern der Sozialdemokraten. Kampfstimmung beherrschte die Halle. Die Reichsbannerkapelle spielte Kampfwellen, dann rief das Fanfarenkorps der Sozialistischen Arbeiterjugend zum Beginn.

Genosse Paul Löbe wurde stürmisch begrüßt. „Freiheit!“, hallte es durch den weiten Raum. Mit überlegenem Spott geißelte Löbe die Anstrengungen Hitlers um Lippe. Eine neue „Varusschlacht“ ist ausgebrochen. Diesmal aber nicht mit Hermann dem Cherusker, sondern mit Adolf dem Slowaken. Die Nazis wollen ihre Niederlagen bei den Reichstagswahlen und bei den Thüringer Wahlen wieder in Vergessenheit bringen. Der Wunderglaube zieht nicht mehr; hier in Lippe will man ihm neuen Auftrieb geben. Die Entscheidung in Lippe geht zwischen dem einfachen Mann aus dem Volke, Heinrich Drake, den ihr alle kennt, und dem Mystiker Hitler, vor dem die Nazis in Bösingfeld auf den Knien lagen. Dieser Hitler mit seiner „Arbeiter“-Partei hat Fürsten, Prinzen, Generäle und Grafen als wichtigste Funktionäre seiner Partei. Eingehend behandelt Löbe das Kuhhandeln Hitlers im Hause des Börsenfürsten Schröder in Köln mit dem Vertreter des Herrenklubs, Baron Papen. Die Nazi-Anhänger täuscht man über den wahren

Charakter dieser Unterredung, die den Nazianhang zum Zutreiber der Barone und Volksbedrucker macht. Getäuscht wurden die Naziwähler immer. Versprochen wurde ihnen alles, gehalten wurde nichts. In Thüringen, Oldenburg, Mecklenburg, Anhalt, überall haben die Nazis Steuersenkungen, Zinssenkungen, billige Viehpreise für Bauern, niedrige Fleischpreise für die Arbeiter, bessere Zeiten für alle versprochen. Aber die Bauern und die Arbeiter und alle übrigen sahen sich elend betrogen, als die Nazis in diesen Ländern in die Regierung kamen. Jetzt schickt der Naziminister Röver in Oldenburg den Gerichtsvollzieher zu den Bauern und lässt die Steuern pfänden, die nicht herabgesetzt, sondern erhöht wurden.

Die Sozialdemokratie will dem lippischen Volk diese Enttäuschungen mit einem Naziregiment ersparen. Deshalb gilt es, den Arbeitereinfluss zu sichern, denn diese Wahl ist ein Signal für die politische Entwicklung in Deutschland. Die Nazis haben die Gewaltmethoden mit Messer und Revolver erst in die Politik hineingebracht. Erst jetzt wieder wurde in Breslau ein Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend von einem SA-Mann erstochen, in Berlin ist in der Neujahrsnacht Marie Müller von einem Nazi-Sturmführer mit dem Ruf „Heil Hitler!“ niedergeschossen worden. Beide Täter haben bereits ein Geständnis abgelegt, die Nazis können also nicht in bekannter Manier leugnen. Aus Stettin kommt die Meldung, dass vier Stettiner Nazis festgenommen sind, die einen deutschnationalen Gutspächter beraubt und niedergeschossen haben. Es sind die gleichen Nazis, die das Bombenattentat auf den sozialdemokratischen *Volksboten* verübt hatten.

So zeigen drei Meldungen eines einzigen Tages, wie Mord, Raub und Totschlag bei den Nationalsozialisten an der Tagesordnung sind. Dazu kommt noch die Ermordung des SA-Mannes Hentzsch in Dresden, der von seinen eigenen Kameraden umgelegt wurde.

Sind das die Heerscharen, die in Lippe Ruhe und Ordnung, Aufbau, Gesundung und Besserung bringen? Jene

Gutgläubigen, die meinen, mit Hitler für ein freies Deutschland kämpfen zu können, werden missbraucht zu einer Schutztruppe des Kapitals gegen die Arbeiter!

Was vermag eine kommunistische Stimme in Lippe? Kann man damit eine kommunistische Regierung oder einen Fortschritt für die Arbeiter schaffen? Nein! Jede kommunistische Stimme kommt den Nazis zugute, selbst wenn die Kommunisten das nicht wollen. In Hohenelsen bei Zeitz wurde ein Nationalsozialist mithilfe der Kommunisten zum Bürgermeister gewählt. Und in Chemnitz wählten die Nazis einen kommunistischen Stadtverordnetenvorsteher. Sie arbeiten sich beide in die Hände.

„Jede kommunistische Stimme in Lippe hilft mit zur Herbeiführung der Nazigewalt. Der 15. Januar ist ein Prüftag. Sorgen Sie dafür, dass er ein Ehrentag der lippischen Arbeiter werde!“

Mit stürmischem Beifall war Löbes Rede aufgenommen worden. Dann marschierte unter den Klängen der Reichsbannerkapelle das Reichsbanner in die Halle. Die Halle war aber so überfüllt, dass die Reichsbannerkameraden nur in Einerreihen hintereinander marschieren konnten. Immer wieder toste Beifall durch die Halle, als die Sturmbanner eingebracht, als die Fahnen des Reichsbanners vorbei getragen wurden, und stürmische Freiheitsrufe grüßten die Kämpfer für Freiheit und Arbeiterrechte selbst. Als dann Genosse Drake das Wort ergriff, wollte der begeisterte Beifall kein Ende nehmen. Auch die Salzuffer Kundgebung zeigte, wie alle vorherigen, in denen Drake gesprochen hat:

Es gibt keinen Minister in Deutschland, der nach 14 Jahren Regierungstätigkeit über so viel Vertrauen im Volke verfügt, wie gerade unser Genosse Heinrich Drake.

Er behandelte vor allem Fragen der lippischen Landespolitik und wurde immer wieder von Zustimmungsaussagen unterbrochen. Am Schluss seiner Rede ging ein wah-

rer Beifallssturm durch die Wandelhalle. Unter den Klängen der Reichsbannerkapelle leerte sich die Wandelhalle. In Lemgo war der große Saal der Schützenhalle überfüllt. Eng standen die Stuhlreihen, kein Platz war unbesetzt, und viele Hunderte standen an den Seiten und in den Nebenräumen. Auch hier wurde die Kundgebung mit Musik eröffnet. Als dann Genosse Löbe im Saal erschien, wurde er stürmisch begrüßt. Wiederholt wurde seine Rede, wie auch in Salzuflen, von Beifall unterbrochen, und begeisterte Ovationen wurden ihm zum Schluss zuteil. Nach ihm sprach Genosse Drake, der inzwischen von Salzuflen gekommen war. Auch hier wurde ihm ein begeisterter Empfang zuteil. Er wies auf das Treiben der auswärtigen Nazikolonnen hin, das besonders in Lemgo unerträglich ist:

„Diese braunen Gesellen gehören eigentlich allesamt über die Grenze spediert!“
(Zuruf: „Jagt sie zum Teufel!“)

Genosse Drake gab der Überzeugung Ausdruck, sein Vertrauen zum lippischen Volk sei so groß, dass er dem Wahltag mit größter Ruhe entgegensehen könne, weil die Lipper sich durch das Theater der Nazis nicht beeinflussen lassen.

Dann setzte er sich mit den unwahren Behauptungen der Gegner auseinander, die von einer Ausgaben- und Schuldenwirtschaft des Systems Drake reden. Es stehe aber fest, „dass die Deutschnationalen und der jetzige Naziabgeordnete Helms alle Ausgaben für Dörentrup, Extertalbahn, Wesertal, Wegebauten, für Bäder und Schulen usw. bewilligt hätten.“

Aber dort, wo die Deutschnationalen selbst in der Regierung saßen oder sitzen, machen sie nichts wahr von dem, was sie den Lippern versprechen. In Mecklenburg-Schwerin streiten sich Nazis und Deutschnationale darüber, wer von ihnen den größten Misthaufen gemacht habe.

Die deutschnationale Regierung in Mecklenburg-Schwerin hat 60 Millionen Mark Schulden hinterlassen, und die Naziregierung hat in einem halben Jahr sechs Millionen dazu gemacht. In Lippe aber haben sich die Schulden in den letzten Jahren nicht vermehrt.

Genosse Drake spricht dann über die Finanzlage des Landes und der Gemeinden und weist nach, dass Lippe die niedrigsten Landessteuern hat, dass vor allem in den Ländern, in denen Nazis regieren, weit höhere Steuern als in Lippe gehoben werden. Auch die Fragen um Dörentrup werden behandelt.

Es sei zehnmal besser, wenn durch Hilfe staatlicher Mittel einige Hundert Familien in Dörentrup Arbeit und Brot finden, als dass diese Gelder zu Wohlfahrtsunterstützungen für diese Familien verwendet werden müssen. Es müsse alles getan werden, durch grundsätzliche Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse wieder Arbeit zu schaffen.

Nazis und Deutschnationale fragen: „Drake, wo ist dein Programm?“ „Ihr Verhalten aber bezeugt, dass sie in meiner Person ein ganzes Programm sehen.“ Scharf rechnet Drake auch mit den Kommunisten ab, die alles aufwenden, um zu verhindern, dass ein Sozialdemokrat in Lippe regiert. Aber im Laufe der Jahre kamen viele Kommunisten zu Heinrich Drake, um ihn in persönlichen Nöten anzugehen. Aber ihre Parteischablone verbietet ihnen, für einen sozialdemokratischen Landespräsidenten einzutreten.

Jede kommunistische Stimme schädigt deshalb die Arbeiterschaft und führt dazu, dass irgendein deutschnationaler oder nationalsozialistischer Freiherr oder Baron in Lippe regieren würde.

Die Hitlersche Rechnung muss am 15. Januar kräftig durchgestrichen werden. Mithilfe der lippischen Wahl möchte er im Reich ein Kabinett der „Nationalen Konzentration“ unter Einschluss der Nazis schaffen. Unsere Aufgabe aber ist es, dafür zu sorgen, dass Lippe auch nach dem 15. Januar wieder eine Regierung bekommt, die

Verständnis hat für das Fühlen und Denken und für die Nöte der Arbeiterschaft!

Stürmischer Beifall bekundete, dass auch die Lemgoer Versammlung hinter Drake steht. Mit dem Gesang eines Kampfliedes fand die Kundgebung ihren Abschluss.

In Silixen war der große Sielemannsche Saal brechend voll. Nie sah Silixen eine derartige wuchtige Massenversammlung. Zahlreich waren auch die Frauen und Mädchen vertreten. Laute Freiheitsrufe ertönten, als Paul Löbe kam.

Bald war die markige Stimme des Genossen Löbe zu hören. In einfacher, leichtverständlicher, aber eindringlicher Weise schilderte der Redner die politische Situation. Wiederholt wurden seine Ausführungen durch Beifallsbezeugungen unterbrochen. Den vielen Zieglern und Wanderarbeitern hatte Genosse Löbe aus dem Herzen gesprochen. Jubelnder Beifall geleitete ihn aus dem Saal.

Dann sprach Genosse Winter in seiner schlichten Art zu den Massen. Seit Jahren ist er der besondere Vertrauensmann der nordlippischen Wanderarbeiter. Die Ziegler wissen, dass sie sich auf ihn verlassen können und dass er sich ehrlich und unermüdlich ihren Interessen widmet. Kurz zeigte er die Arbeiten im Kreisparlament auf und geißelte das arbeiterverräterische Treiben der Kommunisten. Die Bedeutung der Landtagswahl hob er treffend hervor. Dass die Anwesenden ihn verstanden, ging aus den vielen Zustimmungsbekundungen, die seine Rede begleiteten, hervor. Kräftig unterstrich die Versammlung die Parole: Mit Drake für das lippische Volk!

Dann trat der Sprech- und Bewegungschor des Detmolder Jugendkartells auf die Bühne. Eine Pause war vorher eingelegt worden. Im Nu riss der Sprechchor die Massen zu begeisterter Stimmung hin, als die jungen Genossen und Genossinnen ihre Kampfrufe in die Massen schleuderten. Das packte und riss mit. Hier im lippischen Norden war der Sprechchor ein neuartiges und besonders starkes Erlebnis. Im Tiefsten ergriffen und erschüttert ließen die Ziegler

und ihre Frauen das Chorwerk auf sich einwirken. Stark war dann auch der Beifall, den sie spendeten.

Silixen hat seinen großen Tag gehabt. Am 15. Januar werden die Arbeiter des lippischen Nordens in alter Treue mit zum Erfolg der Sozialdemokratie beitragen.

In Bösingfeld konnten die Genossen Schreck und Linne vor gut besuchter Versammlung sprechen. Auch hier wirkte der Sprechchor eindringlich auf die Erschienenen. Da es sich hier um eine Kundgebung handelte, war Diskussion nicht zugelassen. Nazis, die in der Absicht, zu stören und zu provozieren, kamen, wurden nicht zugelassen. Dadurch wurde von vornherein jede Störungsmöglichkeit verhindert.

Auch in Hohenhausen, wo über 300 Besucher im Saal waren, sprachen die Genossen Schreck und Linne. Sie hielten scharfe Abrechnung mit Nazis und Kommunisten. Im Anschluss trat der Sprechchor auf und erzielte wuchtige Wirkung. Die Versammlung war ein starker Erfolg für die Sozialdemokratie.

In Bega sprachen Schreck und Berlin vor fast 200 Besuchern, ebenso in Sonneborn. Hier waren 150 Personen in unserer Versammlung. Überall war die Wirkung unserer Kundgebungen erfolgreich für die Sozialdemokratie.

Es zeigt sich immer deutlicher, dass das lippische Arbeitsvolk sich vom dem Nazitheater nicht beeinflussen lässt und weiß, worauf es in diesem Wahlkampf ankommt. Lippe muss freigehalten werden von der Herrschaft der braunen Gewaltanbeter. In Lippe muss der Einfluss der Arbeiterschaft in Landtag und Regierung nicht nur gewahrt, sondern verstärkt werden. Deshalb wählt Drake, Liste 1, dann jagt ihr damit den ganzen Nazi-Spuk zum Teufel!

Die Kolumne *Nazi-Jüskén* vom 14. Januar 1933

Jetzt haben wir also den Führer auch hier im Lande gehabt! Duiker noch mal, haben wir aber zu tun gehabt, die Versammlungen alle voll zu kriegen. Von Bünde und Minden, Bielefeld, von Stadthagen, Rinteln, Oeynhausén, Pyrmont, Steinheim und wer weiß, woher noch, haben wir die Leute herangeschafft. Hoffentlich haben die Roten das nicht gemerkt. Und dann haben wir ja auch einige Tausend SA- und SS-Leute aus dem Industriegebiet, aus Hamburg und sonst woher nach Lippe geholt. Die führen sich aber nicht gerade „Lobe den Herrn“ auf. Mit ihren Anrempeleien schaden sie uns mehr, als sie uns nützen.

Mich haben schon viele Leute gefragt, warum denn die lippischen Landtagskandidaten der Nazis nicht in Versammlungen sprechen. Das ist aber auch eine peinliche Sache. Denen haben unsere Osafs den Mund zugestopft, die dürfen nicht, wenn sie auch gerne möchten. Höchstens zu einem Händedruck des Führers vor versammelter Mannschaft reicht's einmal, wie beim Wedderwille in Lage. Sonst aber haben unsere lippischen Kandidaten nichts zu melden. Das macht einen schlechten Eindruck.

Gar nicht gefallen hat es mir, dass unser Hitler kein Wort gesagt hat über seinen Kuhhandel mit dem Baron Papen und über die Pläne mit der Schwerindustrie. Erst haben wir Papen heruntermachen müssen, dass er in keinen alten Puschen mehr hineingepasst hätte, und jetzt wird auf einmal mit ihm verhandelt. Da mag sich der Teufel auskennen. Aber vielleicht ist unsere finanzielle und politische Pleite daran schuld. Geld ist keines da, aber viele Millionen Schulden. Eine Reichstagswahl können wir jetzt nicht riskieren, teils dieserhalb, teils außerdem. Jetzt muss eben ein Ausweg gefunden werden, und da will Hitler jetzt mit den Baronen und mit der Schwerindustrie zusammen die Nationale Konzentration machen. Dann wird der Reichstag nicht aufgelöst, aber unsere Wähler sind wieder einmal

betrogen worden. Das ist ja jetzt nichts Neues mehr, aber peinlich bleibt's doch immer. Die Schulden haben uns jetzt ganz in die Abhängigkeit von der Schwerindustrie gebracht. Wer von ihr isst, der stirbt daran. Das kriegen wir jetzt bald zu spüren.

Das mit der Pleite ist bei uns in Lippe nicht anders. Zur Rosenbergversammlung in Lemgo und zur Hitlerversammlung in Bösingfeld ist schon der Gerichtsvollzieher gekommen und wollte was holen. Die Kasseneinnahme oder so. Wie das ausgegangen ist, weiß ich nicht. Aber Hitler hat in Berlin von den schwedischen Geldleuten auch keinen Zaster gekriegt, und jetzt ist guter Rat teuer.

Die lippische Wahl ist ja oft mit der Hermannsschlacht verglichen worden, wo ja der Quinctilius Varus von den Cheruskern ordentlich verdroschen worden ist. Wie dann der Varus nach Rom gekommen ist zum Kaiser Augustus, da hat der geschrien: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Die sind nämlich alle von den Cheruskern zusammengehauen worden. Der Hitler spielt ja auch so'n bisschen Feldherr, und braune Legionen haben wir ja auch. Aber jetzt wollen die Bank- und Industriefürsten ihr Geld wieder haben, und die rufen: „Hitler, Hitler, gib uns unsere Millionen wieder!“

Politisch geht's auch drunter und drüber bei uns. In Franken hat die SA-Opposition eine eigene Zeitung herausgebracht und enthüllt jetzt so allerlei Säckelchen. Wenn das mal richtig losgeht mit dem Enthüllen, dann wird's ganz übel. Auch bei uns in Lippe. Da redet man schon in Detmold über Geldgeschichten, die nicht sauber sind. Und dazu geht's dabei um zwei bekannte Amtswalter der Naziartei. Hoffentlich kommt das nicht noch vor der Wahl heraus.

Wir haben ja jetzt überall Übungsgewehre, Militärmodell 98, angeschafft. In unserem Sturm 2/55 haben wir schon fünf davon, deshalb können wir das Geld für Anschaffung von neuen Gewehren vorerst sparen. Aber die Schießerei verdreht unseren SA-Leuten den Kopf. Sie meinen, morgen geht's schon los, und dabei ist's doch jetzt so, dass die

nationale Revolution überhaupt abgeblasen worden ist, weil wir ja halb ins „System“ hineinschleichen und in der Nationalen Konzentration mit den Baronen und Schwerindustriellen unsere Rettung suchen müssen.

Aber da habe ich jüngst von einer unserer Hitleriken einen Liebesbrief gelesen, den sie von einem SA-Mann bekommen hat. Der hat sie gern und hat ihr ewige Liebe geschworen. Na, ich will das nicht so im Einzelnen erzählen. Aber in dem Brief steht viel von Liebe und auch von der Politik. Und da sieht man gleich, wo das hinführt, wenn unsere Redner in den SA-Abenden die Leute scharf machen. Da schreibt der nämlich in seinem Liebesbrief: „Bürgerkrieg brauchen wir in Deutschland, und weiter nichts! Mit unserer Legalität muss Schluss gemacht werden, wir müssen zu den Waffen greifen und illegal werden, sonst kommen wir überhaupt nicht an die Regierung ...“ Na, und so geht das weiter. Wenn das jetzt die Marxisten zu erfahren bekommen, ist's auch nicht gerade angenehm. Aber so geht's, wenn einer verliebt ist und dabei Politik treibt. Liebe und Trompetenblasen reimen sich nun mal nicht zusammen.

Dass jetzt unser Pege Fuhrmann aus der Naziartei ausgetreten ist, das hat einen bösen Schlag ins Kontor gegeben. Vor allem seine Begründung. Der redet von Unfähigkeit in der NSDAP, von Spitzeleien und Intrigen und von der Despotie unseres Nazi-Bonzentums in der NSDAP. Na, Unrecht hat er ja nicht, das muss ich sagen, und der *Kurier* speit jetzt Gift und Galle. Am meisten ärgert sich aber der Fuhrmann darüber, dass unsere lippischen Landtagsabgeordneten selbständig keine Anträge einbringen dürfen. Das muss alles erst nach München zur Begutachtung. Lippe soll von München aus regiert werden! So eine Bevormundung will Fuhrmann nicht mitmachen, und der war doch mal unser Bezirksführer in der NSDAP in Lippe. Da muss ich ihm aber auch zustimmen. So was lässt sich kein vernünftiger Lipper gefallen.

Für Dr. Fuhrmann haben wir aber jetzt Ersatz bekommen. Der frühere Kommunist Ferdinand Schreck ist den

Bolschewisten davongelaufen und ist Nazi geworden! Die Kommunisten haben schon immer gute Vorarbeit für uns geleistet, und im Wahlkampf gehen sie ja genauso wie wir Nazis gegen Drake los. Ist nur gut, dass die Kommunisten mit uns am gleichen Strick ziehen. Aber ich glaube, es wird doch alles nichts helfen. Es gibt zu viele, die wissen, dass der Drake schon der richtige Mann für das lippische Volk ist, und die sagen alle: „Drake mott blüiwen!“ Womit ich verbleibe mit Heil Papen-Hitler, Nazi-Jüsken

Felix Fechenbachs letzter Artikel vom 28. Februar 1933

Hochverrat

Fast jeder Tag bringt neue Nachrichten, dass nationalsozialistische Agitatoren in Versammlungen erklären, die NSDAP werde die Macht nicht mehr aus den Händen geben, gleichviel, wie die Wahl am 5. März auch ausgehen möge. Einzelne Redner drohen mit Gewaltmaßnahmen, verweisen auf ihre angeblich 700.000 Mann SA und SS und sprechen von der „Ausrottung“ des Marxismus. Es ist ganz offenbar, dass es sich in all diesen Fällen um offene Androhung von Verfassungsbruch und Hochverrat handelt. Gegen solche hochverräterische Absichten, zu denen sich die Naziredner ja ganz offen bekennen, richtet sich der Kampf der verfassungstreuen und freiheitsliebenden Bevölkerung. Es ist nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht der Staatsbürger, die Verfassung gegen gewaltsame Eingriffe zu schützen und kampfbereit zu sein gegen jeden etwaigen Angriff auf die Verfassung, oder gar gegen Versuche, sie gewaltsam zu beseitigen. In unserer Verfassungstreue lassen wir uns von niemandem übertreffen, und wir lassen uns auch nicht daran hindern, alle unsere Anhänger

immer wieder und wieder zum Kampf gegen jene gewissenlosen Elemente aufzurufen, die einen gewaltsamen Angriff auf die Verfassung planen.

In diesem Zusammenhang sind einige Sätze aus einer Rede des Nationalsozialisten Goebbels bemerkenswert, der am Freitagabend im Berliner Sportpalast sprach und ankündigte, dass die Nationalsozialisten nach dem 5. März – wie immer die Wahl ausfalle – die Regierungsgewalt behalten würden. Dann erklärte Goebbels:

Immer schon habe man gewusst:

Wenn der Nationalsozialismus die Macht habe, gebe er sie niemals wieder ab. Der Nationalsozialismus habe alle Brücken hinter sich abgebrochen. Er wisse sehr wohl, was ihm drohe. Für ihn gebe es kein zurück. So oder so: Er sitze und er bleibe! Jetzt würde gewählt, um dem Volk noch einmal die Möglichkeit zu geben, den Nationalsozialismus an der Macht zu belassen.

Den Kommunisten kündigte er an, sie sollten ja nicht glauben, dass nach dem 5. März alles so bleibe, wie es sei. Soll damit die Befürchtung der Kommunisten bestätigt werden, dass die kommunistischen Mandate nach der Wahl für ungültig erklärt werden? In Kreisen ehemaliger kommunistischer Wähler ist man längst der Meinung, es sei diesmal besser, gleich sozialdemokratisch zu wählen, weil ja doch mit einem Verbot der KPD oder doch zumindest mit einer Kassierung der kommunistischen Mandate gerechnet werden müsse. Man könne deshalb seinen Stimmzettel ebenso gut in die Werre werfen, wie kommunistisch zu wählen.

Aber die immer wiederholte Betonung, dass die Nationalsozialisten die Macht nicht mehr aus den Händen geben, gleichviel, wie die Wahl ausgeht, rechtfertigt die Kampfaufrufe der Eisernen Front, mit allen Mitteln bereit zu sein, einer gewaltsamen Beseitigung der Verfassung zu begegnen. Von amtlichen Stellen sind derartige Aufforderungen wiederholt als „Hochverrat“ bezeichnet worden. Auch ein Artikel, der in der Reichsbannerzeitung erschienen

ist, wurde als „Vorbereitung zum Hochverrat“ gekennzeichnet und war einer der Gründe, die zum Verbot der Zeitung geführt haben. Auf die Beschwerde hin hat aber das Reichsgericht das Verbot abgekürzt und erklärt, dieser Artikel könne nicht beanstandet werden. Zur Begründung führt das Reichsgericht u. a. aus:

„Der beanstandete Artikel ruft die Angehörigen der Eisernen Front in unmissverständlicher Weise zum offenen Kampf mit den bewaffneten Kräften des Staates auf. Gleichwohl erfüllt seine Veröffentlichung nicht die Tatbestandsmerkmale eines Verbrechens des Hochverrats, weil nicht erkennbar ist, dass er in seinem Endziel auf eine gewaltsame Beseitigung der bestehenden Verfassung gerichtet ist. Aus den beanstandeten Ausführungen spricht sogar eine gewisse Sorge um den Bestand des Reichs in seiner bisherigen Form, eine Sorge, die gerade in dem Misstrauen zum Ausdruck kommt, das in ihnen den Absichten der neuen Regierung entgegengebracht wird. Der Artikel spricht mit Bezug auf diese Absichten wiederholt ausdrücklich von einer „Gegenrevolution“, die die Freiheit Deutschlands bedrohe und die es mit äußerster Kraftanstrengung abzuwehren gelte. Der Aufruf zur Kampfbereitschaft hat also erkennbar die Abwehr eines vermeintlichen Angriffs auf die Verfassung, nicht deren gewaltsame Beseitigung oder Linderung zum Ziele.“

Dieses Reichsgerichtsurteil lässt also erkennen, dass die Hochverräter auf der rechten Seite sitzen, und dass es das verfassungsmäßige Recht der Staatsbürger ist, gegen derartige hochverräterische Absichten äußerste Kraftanstrengung einzusetzen. Die bisherigen Maßnahmen gegen eine Reihe von Zeitungen haben immer wieder versucht, die legale Abwehr hochverräterischer Absichten gegen die bestehende Verfassung als „Hochverrat“ zu kennzeichnen. Das Reichsgericht hat diesen Versuchen jetzt einen Riegel vorgeschoben. Die Arbeiterschaft befindet sich also im Recht, wenn sie mit allen gesetzlichen Mitteln ihren Kampf für die Verfassung und für die Verteidigung der Freiheit führt!

Über Felix Fechenbach

Kurt Tucholsky

(unter dem Pseudonym Theobald Tiger)

Stimmen in der Nacht

(aus: *Die Weltbühne* vom 19. Juni 1924)

Einer liegt nach gutem Mahle
tief im Bett als Hosenmatz.

In dem Bauch die BierkaltSchale,
auf dem Nachttisch Rudolf Stratz.

Wohlig blüht das Fett, das weiche,
populär im ganzen Reiche ...

Knackten Möbel –?

Und er träumt von einem blassen
Grand-Ouvert mit lauter Assen ...

Sprach da einer –?

In der Ecke zirpt es schwach.

Und man hört die Schränke knistern
und ein kleines Stimmchen flüstern:

„Fechenbach.“

Leicht gestörte Augenblicke
in dem Traum des Schlafgefechts.

Tiefer atmend wälzt der Dicke
sich behaglich-schwer nach rechts.

Seine Hand will sich verstecken
unter Kissen, unter Decken ...

Ging da einer –?

Träume, Schlaf und Ruhe schwinden.
Und er kann sie nicht mehr finden ...

Klappten Türen –?

Schläft er, oder ist er wach –?

Aus den Fenstern, aus den Wänden
immer klingt es allerenden:
„Fechenbach! Fechenbach!“

Aufgerichtet, unruhvollen
Auges lauscht er in die Zeit.
Stimmen, die dem Nichts entquollen,
rufen aus der Dunkelheit:
„Während du auf bunten Messen
redetest, saß er vergessen
in der Zelle!
Legtest ab den Papagei-Eid:
Einigkeit und Recht und Freiheit ...
Und die Zelle –?
Hör sein Weinen tausendfach!
Mensch, das Recht ist in Bedrängnis!
Gib ihn frei aus dem Gefängnis –!
Fechenbach!
Fechenbach!
Fechenbach!“

Aber er hatte immer, was das betraf,
eine gute Verdauung und guten Schlaf.

Carl von Ossietzky

Fechenbachs Zuchthausbuch
(aus: *Das Tage-Buch* vom 25. April 1925)

Felix Fechenbach hat seine Erinnerungen an die Strafanstalt Ebrach herausgegeben (Im Haus der Freudlosen. Bilder aus dem Zuchthaus. LHW Dietz Nachfolger, Berlin). Es ist ein schmales, vom Verlag vorzüglich ausgestattetes Bändchen. Was den Freunden Fechenbachs nicht unerwartet kommt, wird desto mehr die Gegner überraschen:

Dieser „Novemberebrecher“ ist kein pathetisch rollender Klassenkämpfer, sondern ein Sozialist aus Humanität, ein milder und vielleicht etwas knabenhafter Mensch.

So wird aus den Erinnerungen an seine Kerkerzeit keine Streitschrift, sondern ein Bündel leicht lyrisch getönter Skizzen. Kein Verbissener, ein Wehmütiger lebte 28 Monate in dieser kleinen, eingegitterten Welt des Elends, in der für jeden Schmerzensruf Arrest droht. Wahrscheinlich hat er ebenso richtig wie taktvoll gehandelt, indem er sich nicht als Held eines „Falles“ präsentierte, sondern sich ganz einfach als Mensch zeigte, als leidender, als mitempfindender Mensch. Wie mag eine Abrechnung mit dem Richter Haß gereizt haben! Er unterdrückt die so nahe liegende Versuchung. Herr Haß, dessen Konturen uns ja auch sonst geläufig sind, verschwindet schon im einleitenden Kapitel. Dafür sind desto sicherer und lebensvoller die Gefängnisgesichter festgehalten: Mitgefangene, Wärter und schließlich, eine vorzüglich gelungene Studie, der Herr Direktor.

NSDAP, Bezirk Lippe

Flugblatt gegen Fechenbach

August Bebel hat gesagt: „Arbeiter, seht euch eure Führer an!“ Und Heinrich Drake rief in Barntrup aus: „Sage mir, mit wem du gehst, und ich sage dir, wer du bist!“

Lippischer Arbeiter! Weißt du, mit wem Drake umgeht, und wer dich führt? Weißt du, wer dich mit Lug und Trug in deiner Zeitung füttert? Weißt du, in wessen Taschen zum Teil die 6.000 Mark wandern, die Drake von seinem Gehalt – also von deinen Steuergroschen! – an das *Lippische Volksblatt* jährlich zahlt?

Felix Fechenbach ist der Empfänger, ist der Chefredakteur deiner Zeitung, ist der Freund Drakes und dein Führer!

Kennst du den Mann? In der ersten Hälfte des Jahres 1922 sammelte dieses Subjekt für das Spionagebüro seines Rassegenossen Gargas aus Galizien Nachrichten, die nachweisen sollten, dass Deutschland seine Verpflichtungen aus dem Versailler Vertrage nicht erfülle. Dafür bekam er monatlich drei bis 4.000 Mark!

Im Oktober 1922 stand der Vollblutjude Fechenbach vor Gericht und wurde zu elf Jahren Zuchthaus und Aberkennung der Ehrenrechte auf zehn Jahre wegen Landesverrat verurteilt! Was hatte er denn getan? Felix Fechenbach hat die Erzbergersche Denkschrift und das Rittertelegramm (Ritter war vor dem Kriege bayerischer Gesandter beim Vatikan.), in dem dieser den Wunsch des Papstes zur Aufstachelung Österreich-Ungarns aussprach, an den deutschfeindlichen, französisch-schweizerischen Journalisten Payot in vollkommener Abschrift ausgeliefert. Das hatte Payot im *Journal* erzählt, und 1919 fand man die Dokumente in der Wohnung des Genossen Fechenbach. Felix bestritt: „Nichts weiß ich davon! Kenne ich nicht, den Herrn Payot! Lügt dieser Journalist über mich armen, wahrheitsliebenden Fechenbach!“

Felix aber bekam Krach mit seiner Frau [Gemeint ist Fechenbachs erste Ehefrau Martha Czernichowski. Anm. F.M.]. Diese geht zum Kadi und sagt aus, dass Payot zweimal als besonderer Berichterstatter nach München gekommen sei und Erzbergers Denkschrift erhalten habe. Nun musste Felix zugeben, er habe die Wahrheit nicht sagen wollen, um sich keinen Prozess wegen Landesverrat zuzuziehen. Er wusste also ganz genau, dass er Landesverrat beging. Er tat es als gesinnungstüchtiger Marxist, und heute wurde er zum Dank dafür von der SPD zum Redakteur gemacht.

Das ist dein Führer, lippischer Arbeiter! Das ist der Freund des Landespräsidenten! Das ist der Lügner, der uns Nazis mit seiner jüdisch-asiatischen Lügenjauche überschüttet! Ein Betrüger, der am 13.2.19 in einer öffentlichen Versammlung wider besseres Wissen erklärte, es gehe den deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich gut und präch-

tig und der damit vielen von euch in den Rücken gefallen ist; der, wie der bayrische Justizminister feststellte, durch seine landesverräterische Tätigkeit den Eingriff eines fremden Staates zugunsten Deutschlands verhinderte und der damit den unnützen Tod unendlich vieler Väter und Brüder auf dem Gewissen hat.

Entscheide selbst, deutscher Arbeiter der Stirn und der Faust in Lippe! Fort mit der Partei des organisierten Landesverrats! Raus aus der SPD! Fort von dem Fechenbach-Freund Drake, den wir fragen: Wo warst du im Kriege? Fort vom jüdischen Landesverräter, und her zum Frontsoldaten Adolf Hitler! Rettet das Volk! Rettet die Deutsche Arbeit! Auf, Sozialisten, schließt die Reihen! Es lebe das Vaterland!

National-Sozialistische Deutsche Arbeiter-Partei, Bezirk Lippe

Lest den *Völkischen Beobachter*, Tageszeitung, die *Neue Front*, Wochenzeitung, den *Illustrierten Beobachter*, Wochenschrift. Zu haben am Kiosk in Detmold und in der Geschäftsstelle der NSDAP, Krumme Str. 22.

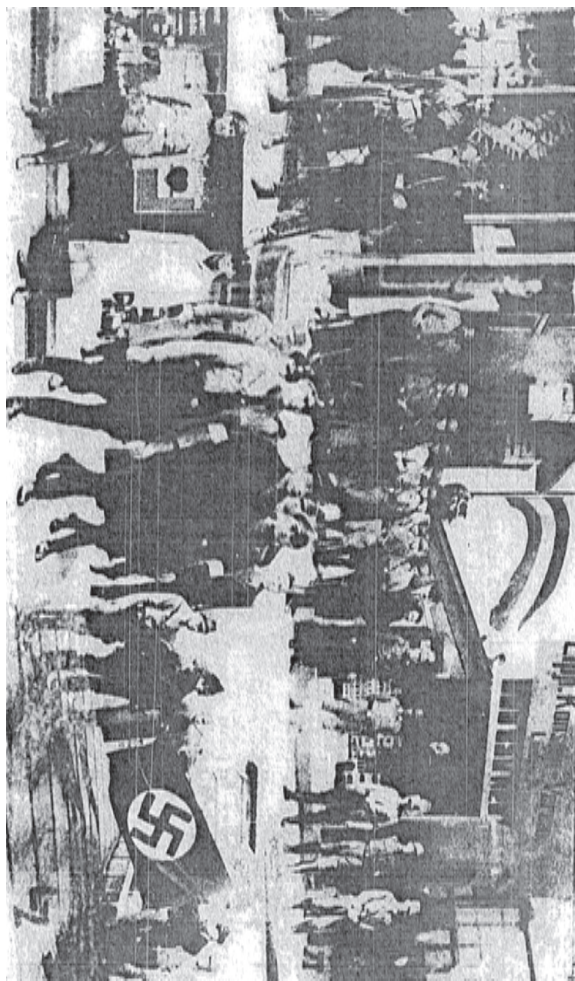
Bewegtes Straßenbild in Detmold (aus: *Lippische Landeszeitung* vom 12. März 1933)

Der gestrige Sonnabend zeigte die Straßen der Landeshauptstadt in völlig verändertem Bild. Schon vor acht Uhr besetzten SA und SS die Eingänge der jüdischen Kaufhäuser und verlangten von den Inhabern die Anbringung von Schildern mit der Aufschrift „Deutsche kauft bei Deutschen. Nicht bei Juden“. Ferner sollten sie auch Plakate mit Hakenkreuzzeichen in den Schaufenstern anbringen. Da man sich weigerte, dieser Forderung nachzukommen, blieben die Geschäfte geschlossen. Plakate mit der Aufschrift „Deutsche kauft bei Deutschen“ mussten in jedem

Laden gezeigt werden. Gegen halb elf Uhr übermittelten Hilfspolizeibeamte den Bescheid, dass die Geschäfte wieder öffnen durften. Da jedoch die SA- und SS-Posten vor den Eingängen nicht zurückgezogen wurden, blieben die meisten jüdischen Kaufhäuser während des ganzen Tages geschlossen. – Am frühen Morgen besetzten uniformierte Nationalsozialisten auch das Gebäude des *Volksblatt*, entfernten und verbrannten gegnerische Fahnen und hissten das Hakenkreuzbanner. – Auch das Volkshaus wurde besetzt und gründlich nach Flugblättern und Schriften durchsucht. Die Gewerkschaftsräume blieben gestern geschlossen. Auf dem Dach hisste man Schwarz-Weiß-Rot und die Hakenkreuzfahne. Das Gebäude des Konsumvereins zeigte gleichfalls die Hakenkreuzfahne. – Gegen Mittag nahm die Hilfspolizei den Redakteur des *Volksblatt*, Fechenbach, in Schutzhaft und lieferte ihn ins Untersuchungsgefängnis ein. Fechenbach wurde aus einem Gasthause in der Langen Straße herausgeholt. Den Schlachter Examus aus Horn entfernte man vom Marktplatz.

Während des ganzen Tages war das Detmolder Straßensbild außerordentlich belebt. SA und SS beherrschten die Stadt vollkommen. Motorräder und Autos mit uniformierten Nationalsozialisten sausten durch die Straßen, starke Patrouillen waren unterwegs, und das Publikum diskutierte sehr lebhaft die mannigfachen Ereignisse. Gegen sechs Uhr abends zog die SA unter Vorantritt der Standartenkapelle zum Landestheater, wo man wegen des heutigen Volkstrauertages das Hakenkreuzbanner wieder einholte.

Die Ereignisse in Detmold hatten auch in anderen Städten des Landes Auswirkungen. In Horn und Oerlinghausen wurden die Rathäuser besetzt und Bürgermeister und Stadtrat für abgesetzt erklärt. In Lage zwang man die Schlachtereier Hammerschlag zum Schließen.



Ausschnitt aus der Lippischen Landeszeitung vom 12. März 1933; zentral: die Verhaftung Fechenbachs tags zuvor. (Lippische Landesbibliothek Detmold)

Oskar Maria Graf

In memoriam Felix Fechenbach

(aus: *Wiener Arbeiterzeitung* vom 15. August 1933)

Nun haben die braunen Barbaren des Dritten Reiches auch diesen merkwürdig harmlosen Menschen, diesen Felix Fechenbach umgebracht. Jeder, der ihn kannte, wird an dieser Untat die beispiellose Rachsucht des Hitler-Systems ermesen.

Felix Fechenbach, du lieber Himmel, welche alten Erinnerungen tauchen da auf. Zum ersten Mal sah ich ihn in der Uniform des einfachen bayerischen Feldsoldaten in den illegalen Eisnersammlungen im Gasthof *Zum schwarzen Adler* in der Schillerstraße in München. Es war so um das Ende des Kriegsjahres 1917. Er war ausgehungert, die Uniform schlenkerte um seinen mageren Körper, arglos sahen seine Augen aus dem jungen, blassen Gesicht, und sein Lächeln machte ihn ganz und gar knabenhaft. Er war so gar kein Intellektueller, so gar kein routinierter Parteimann. Ich glaube fast, er ist erst damals zum Kriegsgegner und Sozialisten geworden. Stets saß er neben Kurt Eisner in jenen Versammlungen, wir Genossen sagten von ihm „Der Apostel“. Mitunter geschah es, dass er so eine Versammlung einleitete. Er sprach ungeschickt, ein wenig wirblich, und es war fast rührend, wenn er sich einmal zu einer schwungvollen Phrase verstieg.

In dieser kleinen Gastwirtschaft begann buchstäblich die bayerische Revolution. Dort saßen in einem engen Nebenzimmer alle rebellischen Elemente Münchens, und es waren ihrer so wenige! Kaum zwei bis drei Dutzend! Wer sie erlebt hat, begreift erst, mit wie wenig man etwas zustande bringen kann, wenn nur der Geist der rechte ist. Was saß denn da neben dem grauhaarigen, bebrillten, immer belebten, immer geistreichen Kurt Eisner? Vier oder fünf ganz Getreue, rundherum etliche oppositionelle SPD-Proleten, USPler, Intellektuelle und vor allem kriegsmüde

Proletarierinnen, Frauen mit ausgelaugten Gesichtern, zerarbeiteten Händen und entschlossenen Augen. Sie waren eigentlich die Nüchternsten, die Mutigsten. Sie arbeiteten in den Granatfabriken, waren Straßenbahnerinnen, schufeten sonst wo und erzählten von ihren Nöten, von den Schwierigkeiten der Agitation unter ihren Kolleginnen, und sie machten Vorschläge. Sie waren die ersten, die in München, in jenem grauenvollen Kriegswinter, die ersten Hungerdemonstrationen wagten, sie gingen als erste anlässlich des Jännerstreiks 1918 mit Eisner ins Gefängnis. Wer war damals eigentlich noch bei jenen Versammlungen? Syndikalisten und Anarchisten, merkwürdige Menschen mit anthroposophischen Ideen und pazifistische Dichter. Erich Mühsam erschien etliche Male, dann tauchte eines Tages Ernst Toller auf und hielt eine glühende Rede gegen den Krieg.

Und immer saß „Der Apostel“ neben Kurt Eisner, immer sahen wir den Felix Fechenbach. Ich kannte seinen Namen nicht. Erst damals im Jänner, bei meiner Verhaftung, fragte der Kriminaler zwischenhinein: „Na, und wer war denn dort alles? In den Versammlungen?“ „Tja, wissen's“, antwortete ich, „wissen's, Herr Kommissär, dös is grad so, als wie wann Sie mich fragen wollten, wer grad in der Wirtschaft g'sessen is, wo ich z' Mittag gessen hab.“ Und da nannte er auch den Namen Fechenbach. Mit gutem Gewissen konnte ich sagen, dass ich einen Mann dieses Namens nie gesehen und nie gekannt hatte.

Es kamen trübe Wochen, noch ärgere Monate. Die Versammlungen in der Schillerstraße fanden nicht mehr statt. Und auf einmal gestattete Wilhelm zwei den Parlamentarismus, die Wahlen wurden ausgeschrieben, Kurt Eisner wurde aus dem Gefängnis Stadelheim entlassen und sprach im überfüllten Saal der Schwabinger Brauerei. Wer sitzt denn da droben, neben ihm? Felix Fechenbach.

Und dann kam etwas Ungeheures. Der siebente November auf der Theresienwiese. Die Massen Münchens stehen und stehen dicht gedrängt um die Redner, die von den

Hängen herunter schreien. Keiner versteht recht. Plötzlich schwingt einer neben Kurt Eisner die rote Fahne und schreit: „Genossen und Genossinnen! Wir wollen nicht mehr lange reden! Die Revolution ist da! Wer dafür ist, mir nach, uns nach!“ Ein ungeheurer Jubel, ein jähes Losgehen, über die Hänge hinauf, in die Straßen, auf die Kasernen zu. Wer hat denn geschrien? Wer hat denn uns alle mitgerissen? Jener rührend unbeholfene, einfache Felix Fechenbach!

Später habe ich ihn oft und oft gesehen. Im Landtag, auf den Straßen, in den Versammlungen, im Ministerium, und immer machte er den Eindruck des anspruchslosen Mitarbeiters. Er saß in der damaligen Leitung der Unabhängigen Sozialdemokratie, Flugblätter waren unter anderem auch von ihm unterzeichnet, das berühmteste ist wohl jenes, das diese einst so mächtige Partei nach der Ermordung Eisners herausgab. Es lautet:

Arbeiter und Soldaten! Die Gegenrevolution hat zum ersten großen Schlag ausgeholt, indem sie den gehassten Führer der sozialistischen Revolution niederstreckte! Die Bürgerwehr, die Weiße Garde, der Mittwochputsch, das sind die Etappen zur Erwürgung der sozialistischen Revolution! Ihren Ausdruck fand das Wühlen in der verleumderischen Hetze einer feilen Presse, die, heuchlerisch Ruhe und Ordnung predigend, die Atmosphäre für den Meuchelmord schuf.

Arbeiter und Soldaten! Man will euch wieder unter das alte militaristische Joch beugen! Jetzt gilt es handeln, die Revolution zu retten!

Auf zum Generalstreik! Heraus aus den Betrieben! Nieder mit der Bourgeoisie und ihren verbrecherischen Helfershelfern!

Hoch die sozialistische Revolution!

Unabhängige Sozialdemokratische Partei:

Schröder, Kämpfer, Weiß, Paula Mayer, Fechenbach

Die Wirkung war unbeschreiblich. Die Massen füllten im Nu die Straßen. Furchtbar wie ein gellender Racheschrei

brach es aus den Hunderten, als die Lastautos mit den roten Wehrmännern daherfuhren: „Rache für Eisner! Rache!“ Der Menschenstrom kam ins Treiben. Auf die Theresienwiese jagten die Züge. Unter der Bavaria redeten viele. Toller trug ein Gedicht vor. Die Frauen wurden so ergriffen, dass sie laut aufheulten, die Männer schrien nach Waffen. Es heißt, im Zeughaus seien welche. Ein dichter Haufen zog dahin ab, die Hauptzüge strömten in die Stadt zurück. Voran Matrosen und Soldaten. Die roten Fahnen wehten wie zum Sturm. Im Deutschen Theater versammelte sich der Arbeiter- und Soldatenrat in Permanenz.

Felix Fechenbach gehörte dazu, sein Name fiel wohl ab und zu, aber eigentlich blieb er immer der bescheidene Kleinarbeiter in der Parteileitung, im Redaktionsstab des damaligen *Kampf*, dem Organ der USP nach der Räterepublik in München – und ihn lieferten die Macher des reaktionärsten Klüngels in Bayern schließlich ans Messer. Der finstere, zwiespältige Patron, Professor Paul Nikolaus Cossmann – heute durch die liebevolle Behandlung der Münchener Nazileitung in einem Irrenhaus – dieser Mann eröffnete damals die Kampagne gegen Fechenbach.

Und das Resultat: Felix Fechenbach bekam wegen Mitteilung des längst bekannten so genannten „Rittertelegramms“ an einen ausländischen Journalisten elf Jahre Zuchthaus! Nur der unermüdlichen Tätigkeit seiner Freunde und vieler verdienter bürgerlicher Strafrechtslehrer gelang es, dieses Fehltrail anzufechten. Fechenbach wurde nach jahrelanger Zuchthaushaft aus Straubing [Es war Ebrach. Anm. F.M.] entlassen.

Armer Felix Fechenbach! Nie hast du etwas Wohltuendes erlebt, und nie warst du mehr als ein einfacher Genosse! Nun haben sie auch dich umgebracht! Bestialisch umgebracht wie so viele!

Zum letzten Mal sahen wir uns – ich glaube – Anno 27 in Berlin. Du warst noch immer der lächelnde, etwas wirblice Knabe. Nicht einmal die Zuchthausjahre hatten dich verdüstert.

Leb' wohl, teurer Genosse! Auch du, wie alle deinesgleichen, bist eingeschreint in unsere Herzen!

Oskar Maria Graf

Nachwort

Fechenbach ist nach Entwicklung und Haltung die geradezu repräsentative Verkörperung einer wichtigen, die Weimarer Republik tragenden Gruppe. Er ist ja auch mit ihrem Anfang und ihrem Ende verbunden wie kaum ein Zweiter. Ein exemplarisches Schicksal für ‚Weimar‘ – hier ist es,

schreibt Hermann Schueler in *Auf der Flucht erschossen – Felix Fechenbach (1894 – 1933)*, der grundlegenden Biographie aus dem Jahr 1981. Und wirklich, Felix Fechenbach arbeitete sich vom ersten bis zum letzten Tag an dieser nie ganz realisierten ersten deutschen Demokratie ab. In der großen Öffentlichkeit allerdings erschien er meist nur als Randfigur der demokratischen Linken.

Als am 7. November 1918 auf der Münchner Theresienwiese die erste Novemberrevolution im Deutschen Reich ausbrach, war es der 24-jährige Felix Fechenbach, der mit dem Ausruf „Es lebe die Revolution!“ das Startsignal für die Stürmung der Kasernen und Militärgefängnisse gab. In der großen Öffentlichkeit wurde er ansonsten nur als der schlaksige junge Sekretär des Revolutionsführers Kurt Eisner wahrgenommen. Die Niederschlagung der revolutionären Bewegung mündete für Fechenbach mittelfristig in einen skandalösen Prozess wegen Landesverrats, der ihn von 1922 bis 1924 in politische Haft brachte. Es entspann sich daraus eine „deutsche Dreyfus-Affäre“, die reichsweites Aufsehen erregte. Fechenbach war hierbei jedoch nur das Objekt der großen Öffentlichkeit, nicht ihr Mitgestalter. Nach der Entlassung arbeitete er als Journalist in Berlin, schrieb für den *Vorwärts*, veröffentlichte vier Artikel in der renommierten *Weltbühne*, aber war letztendlich nur einer von unzähligen Publizisten in der rastlosen Metropole. Erst in einem der kleinsten deutschen Freistaaten zeigte sich Felix Fechenbach in seiner ganzen eigenständigen Größe. Im Jahr 1929 ging er 35-jährig ins ostwestfälische Lippe

und lieferte sich mit der dortigen NSDAP eine letzte publizistische Schlacht um die Demokratie. Die Demokratie unterlag. Im Sommer 1933 wurde Felix Fechenbach von lippischen Nationalsozialisten ermordet.

Die hier zusammengestellten 30 Texte Felix Fechenbachs dokumentieren seine publizistische Arbeit. Die Reihenfolge entspricht nicht der Chronologie der Veröffentlichung, sondern der seiner wichtigen Lebensetappen: München, das Zuchthaus Ebrach, Berlin und Detmold. Der Text über die Begegnung mit Kurt Eisner beispielsweise wurde erst 1929 veröffentlicht, steht aber am Beginn des Lesebuches. Die Mehrzahl der ausgewählten Texte zeigt, wie sehr Fechenbachs publizistische Tätigkeit auch die öffentlich betriebene und öffentlich relevante Bewältigung des eigenen Schicksals in einem linksdemokratischen Bezugsrahmen war. Dies bewahrt sein Werk vor ideologischem oder parteipolitischem Gerede über beliebig aus zeitgenössischen Debatten aufgeschnappte Themen. Er hat entlang persönlicher Betroffenheit geschrieben; diese existentielle Ebene unterscheidet den gewöhnlichen Tagesjournalisten vom engagierten öffentlichen Sprecher, als der Felix Fechenbach in vielen seiner Texte erscheint.

Felix Fechenbachs geistiger Vater war Kurt Eisner. Während des Ersten Weltkriegs entwickelte sich der sozialdemokratische Journalist mit dem markanten erzväterlichen Vollbart zum Pazifisten und Radikaldemokraten. Eisner wurde zum charismatischen Führer der jungen aktivistischen Linken und leitete sie zunächst in Diskussionsabenden, dann in der Münchner USPD, in der Novemberrevolution und schließlich als erster Ministerpräsident des Freistaates Bayern. Auf einer Basis aus jungen Linken, Unterschichtangehörigen und erzürnten Wehrdienstleistenden – all dies trifft auch auf Fechenbach zu – versammelten sich um Eisner zahlreiche poetische Geister: Ernst Toller, expressionistischer Dichter und zunächst USPDler, und die beiden anarchistischen Autoren Erich Mühsam und Gustav Landauer gehören zu den bekanntesten unter ihnen.

Die Köpfe der Münchner Revolution strebten die Beendigung des Ersten Weltkriegs und einen politischen Neuanfang an, wovon sie sich auch eine therapeutische Massenwirkung erhofften. Eisner holte beispielsweise Landauer mit der Aufforderung in den Führungsstab, „an der Umbildung der Seelen mit[zu]arbeiten“. Schlug diese Absicht in der Masse fehl, so bildete zumindest Felix Fechenbach, der zum persönlichen Referenten Eisners avancierte, in dieser Sphäre den emanzipatorischen Habitus aus, der sein weiteres Leben prägte. „Das Abstreifen der Lebensangst, das Wegwerfen der Sorge um die Existenz, die leidenschaftliche Hingabe an die Idee, die große, reine, opfernde Leidenschaft“, nannte er dies Jahre später in *Über Kurt Eisner*. Außer emanzipatorischem Ethos schwingt in dieser Formulierung auch etwas von Transzendenz und Martyrium mit, wie es der Gefolgschaft charismatischer Führer zu Eigen ist.

Für Felix Fechenbach war die Revolution, die unter Eisner nicht einem Menschen das Leben kostete, ein Erlösungswerk. Für die Mehrheit der Bayern hingegen haftete der Gruppe um Eisner etwas Schäbiges an. Thomas Mann, der erst 1922, nach der Ermordung Reichsaußenministers Walther Rathenau, zur Republik fand, notierte am 8. November 1918 in sein Tagebuch: „München, wie Bayern, regiert von jüdischen Literaten. Wie lange wird es sich das gefallen lassen?“ Diese ganz private Notiz entsprach dem Tenor der konservativen bürgerlichen Öffentlichkeit. Eisner, Toller, eigentlich ein Freund Thomas Manns, Landauer, Mühsam und der noch ganz unbekannte Fechenbach waren Juden, linke Literaten, politisch unerfahren, ganz und gar nicht mehrheitsfähig und in alledem auch ein gefundenes Fressen für nationalistische und antisemitische Journalisten. Nur etwas mehr als 100 Tage währte Eisners Regierung. Der Ministerpräsident organisierte seine eigene Abwahl, designierter Nachfolger war Erhard Auer von der SPD. Auf dem Weg zur Rücktrittserklärung kam es zu den Ereignissen, die Fechenbach in dem Textauszug *Die Ermordung Kurt Eisners*

sachlich korrekt darlegte. Das darin ebenfalls beschriebene Attentat auf den Sozialdemokraten Auer durch den Eisner-Anhänger Alois Lindner verweist bereits auf den endgültigen Zerfall der revolutionären Bewegung in verschiedene linke Lager.

Es folgten Wochen des blindeifrigsten Aktivismus: Konflikte zwischen Räterepublikanern und Parlamentariern, zwischen Kommunisten, USPD und SPD eskalierten zu bürgerkriegsnahen Zuständen. In München wurde die Räterepublik ausgerufen, die parlamentarische Regierung wich nach Bamberg aus. Der Sozialdemokrat Johannes Hoffmann, Ministerpräsident anstelle des verletzten Auer, rief die Reichswehr und rechtsradikale Freikorpsverbände, u. a. die berüchtigte Marine-Brigade Ehrhardt, zu Hilfe. Die vermeintliche Herstellung der Ordnung führte im April und Anfang Mai 1919 zu einem Blutbad, in dem die faschistischen Verbände, zum Teil schon mit Hakenkreuzen an den Helmen, mindestens 477 Rotgardisten und mutmaßlich sympathisierende Zivilisten töteten, darunter 21 Mitglieder eines katholischen Gesellenvereins, die aufgrund einer sachlich falschen Denunziation ermordet und ausgeplündert wurden. Auf der anderen Seite fielen 38 Personen; am 30. April erschossen Rotgardisten zehn Geiseln, ein Verbrechen, das für den gar nicht mehr in der Stadt weilenden Fechenbach in seiner Detmolder Zeit noch bedeutsam wurde. Er hatte München, nach dem Tod Eisners politisch verunsichert, verlassen und wurde vom 26. April bis zum 11. Juni ohne weitere Konsequenzen in Ulm von der Polizei festgehalten. Felix Fechenbach entging so mit Glück einer möglichen Ermordung, denn seine Wohnung wurde in Abwesenheit von Angehörigen eines Freikorps durchsucht. Gustav Landauer wurde am 1. Mai zu Tode gequält, Erich Mühsam wurde in den folgenden Prozessen zu 15 Jahren Haft verurteilt und 1924 amnestiert, Ernst Toller bekam nur fünf Jahre Haft, da ihm der liberale Soziologe Max Weber ein positives Leumundszeugnis ausstellte. Insgesamt wurden 2.209 Personen wegen der Beteiligung an Revolution

oder Räterepublik verurteilt. Fechenbach konnte dem zunächst entgehen.

„Sie hat nur den Tag des Sieges gesehen. Was nachher kam, blieb ihr erspart“, schrieb er später in der Erzählung vom *Mädchen mit der roten Schärpe*. Das klingt resigniert. Die Revolution scheint ein ekstatischer Lebenshöhepunkt gewesen zu sein, der weder politisch noch emotional von den Akteuren aufrechterhalten werden konnte. Felix Fechenbach ließ die Erzählung jedoch zweckoptimistisch mit den Schritten „der Frauen und Männer der Arbeit, die einer neuen Zeit die Wege bahnen“, enden. Die Hoffnung auf diese „neue Zeit“ wurde für ihn lebenswichtig. Er war von nun an als „jüdischer Novemberverbrecher“ im Fadenkreuz der Rechtsradikalen. „Eisner ist tot, aber der Jude Fechenbach läuft noch irgendwo auf seinen Plattfüßen in der Welt herum. [...] Die ganze Mache Eisners und Fechenbachs war bezahlte Arbeit im Interesse des Feindbundes, und für den Juden Fechenbach ist in ganz Deutschland kein Galgen hoch genug, um diese Schurkentat zu sühnen. Staatsanwalt, walte deines Amtes!“, skandierte zum Beispiel am 21. Juli 1921 das *Bayerische Vaterland*, die Zeitung des Christlichen Bauernverbandes. Hetzkampagnen der Presse, Verfolgung durch die rechtslastige Weimarer Justiz und im ungünstigsten Fall die Ermordung waren die Gefahren, die für Fechenbach bestanden, wie für viele Linksdemokraten und Kommunisten. Die Verwirklichung der Demokratie und Fechenbachs individuelle Selbstbehauptung gehörten nun untrennbar zusammen, und dies über sein ethisches und politisches Bewusstsein hinaus; es betraf ihn in seiner ganzen Existenz. Eine Alternative zur Bindung an die Weimarer Republik gab es, das Exil. Im Jahr 1920 hielt er sich einige Monate in der Tschechoslowakei auf. 1922 spielte er nochmals mit dem Gedanken, auszuwandern, aber er blieb und stellte sich dem Fechenbach-Prozess. Im Oktober 1922 wurde er in einem juristisch unhaltbaren Prozess zu elf Jahren Zuchthaus wegen Landesverrats verurteilt. Es ging dabei um seine periphere

Beteiligung an der Veröffentlichung geheimer Dokumente, die die Kriegsschuldfrage berührten.

Wenn aber nicht bald diesem Rechtsschaden Abhilfe geschieht, dann könnte auch der Fechenbach-Prozess für uns das werden, was der Dreyfus-Prozess für Frankreich war, ein Prüfstein, an dem sich scheidet das alte und das neue Deutschland, und an dem sich zugleich scheidet Unsauberkeit und Sauberkeit des Rechtsgefühls und des Gewissens,

appellierte der Rechtsphilosoph Gustav Radbruch in einer Sitzung des Reichstags im Juli 1923. Radbruch sprach in diesem Moment als einfacher Abgeordneter, fungierte aber bis unmittelbar vor und kurz nach dem skandalösen Urteil als sozialdemokratischer Reichsjustizminister. Er zählte zu den Streitern für eine demokratische Rechtsordnung und hatte 1922, nach dem Mord an Walther Rathenau, ein Republikschutzgesetz auf den Weg gebracht, um systematisch gegen rechtsradikale Organisationen vorgehen zu können; aber nicht einmal ein Reichsjustizminister konnte sich gegen die dicht geknüpften republikfeindlichen Netzwerke durchsetzen. Felix Fechenbachs Rehabilitation stand unter einem schlechten Stern. Es hatten sich jedoch Netzwerke gebildet, die gegen die rechtsradikale Dominanz arbeiteten, und sie wurden für Felix Fechenbach aktiviert. Auf juristischer Ebene wurde 1923 seine Begnadigung angestrebt, aber die Eingaben waren fast zwecklos, bedenkt man, dass zwei der Mitglieder des entscheidenden Rates im selben Jahr am Hitler-Ludendorff-Putsch teilnahmen. Auf der politischen Ebene wurde im Reichstag in parteiübergreifendem Konsens von der KPD bis zum Zentrum festgestellt, dass es sich bei Fechenbachs Verurteilung um Rechtsbruch gehandelt habe, aber die bayrische Justiz pochte auf ihre Autonomie. Die Deutsche Liga für Menschenrechte, der prominente Köpfe wie der Physiknobelpreisträger Albert Einstein, der Fechenbach aus der Münchner Zeit kannte, Autorität verliehen,

sammelte 30.000 Unterschriften für den Inhaftierten, außerdem nutzten Kurt Tucholsky und andere Autoren *Die Weltbühne*, um Woche für Woche über den Skandal zu berichten. Auch die übrige demokratische Presselandschaft nahm sich des Falles immer wieder an.

Das Bemühen um Fechenbach zeigt jedoch, dass die demokratischen Netzwerke nicht geschlossen agierten. Ein Artikel in der Wochenzeitschrift *Tage-Buch* vom 13. September 1924 aus der Feder Carl von Ossietzkys, dem das sozialdemokratische Engagement für Fechenbach zu halbherzig erschien, verdeutlicht dies. Von Ossietzky verspottet darin das sozialdemokratisch dominierte Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, das 1924 als Kampfbund zur Verteidigung der Republik, auch gegen die Kampfverbände der Kommunisten, gegründet wurde:

Reichsbanner zelebriert Verfassungsfeiern, Reichsbanner macht Stechschritt, Reichsbanner drapiert Potsdam schwarzrotgold, Reichsbanner prügelt sich mit Kommunisten – und Fechenbach sitzt im Zuchthaus. Das ist der Humor davon. Wenn aber das Reichsbanner so viele entschlossene Kerle hätte wie der Kapitän Ehrhardt unter seinen Leuten, so säße Fechenbach heute nicht mehr im Zuchthaus. [...] Jemanden aus dem Gefängnis holen, das hieße doch illegal vorgehen! Gott bewahre! Reichsbanner marschieret. Und Fechenbach sitzt im Zuchthaus.

Felix Fechenbach saß noch bis Ende 1924 im Ebracher Zuchthaus. Sein Strafmaß wurde auf dreieinhalb Jahre gemindert; mehr als zwei Jahre hatte er verbüßt, der Rest wurde ihm zur Bewährung auferlegt. Carl von Ossietzky verwies im obigen Zitat höhnisch auf den rechtsradikalen Terroristenführer Hermann Ehrhardt, den Leiter der Marine-Brigade und der Organisation Consul, die unter anderem für die Rathenau-Ermordung verantwortlich war. Leider zeigt sich der Wirklichkeitsgehalt dieser sarkastischen Bemerkung über die effektiveren Kampfmethoden

der Rechtsradikalen im Falle Felix Fechenbachs. Zwar konnten die demokratischen Netzwerke verhindern, dass Fechenbach in Vergessenheit geriet, desgleichen verbesserten sich seine Haftbedingungen, aber die rechtsradikalen Netzwerke, die sich zeitgleich für die Entlassung Adolf Hitlers einsetzten, agierten weitaus vehementer, aggressiver und waren besser institutionalisiert. Hitler befand sich seit dem Frühjahr 1924 wegen des Hitler-Ludendorff-Putsches am 9. November 1923 in recht komfortabler Festungshaft. Am 20. Dezember 1924 wurde er bereits wieder auf freien Fuß gesetzt. Aus taktischem Kalkül, um der politischen Ausgewogenheit willen, wurde Fechenbach, der mehr als zwei Jahre unschuldig einsaß, am selben Tag wie der Putschist Hitler von der bayrischen Justiz in die Freiheit entlassen.

Während man draußen um ihn gestritten hatte, verfasste Felix Fechenbach im Zuchthaus unter anderem einige Fabeln. Die hier abgedruckten zeugen von Zweifeln an der Weimarer Republik. In *Revolution im Zoo* erscheint der demokratische Grundsatz als Formalismus, in dessen Rahmen die alten Eliten regieren, die in *Der Krieg der Tiere* als heuchlerische Raubtiere dargestellt werden. In *Wolf und Hund* erscheint ein weiteres Mal das Motiv des Martyriums.

Einige der Fabeln wurden im *Vorwärts* abgedruckt. Nach seiner Entlassung verfasste er vornehmlich für dieses sozialdemokratische Organ Sozialreportagen und Artikel zur Kritik der Haftanstalten und der politischen Justiz. Außerdem integrierte sich Felix Fechenbach in die überparteilichen linksdemokratischen Netzwerke, die sich seines Justizskandals angenommen hatten. Er stand in Verbindung mit Albert Einstein und kooperierte in der Deutschen Liga für Menschenrechte mit dem Heidelberger Mathematiker Emil Julius Gumbel, der schon 1920 in seiner Schrift *Zwei Jahre politischer Mord* die Rechtslastigkeit der Justiz und die verheerende Wirkung des rechtsradikalen Terrors statistisch belegt hatte. Die obigen Zahlen zu den Vorgängen

in München stammen von ihm; für Gesamtdeutschland ermittelte Gumbel bis 1920 354 rechtsradikale Morde mit namentlich bekannten Tätern, wovon 326 ungesühnt blieben; diesen standen 22 linksradikale Morde gegenüber, von denen 17, davon zehn durch Hinrichtungen, gesühnt wurden. Selbst die politische Rechte musste diese Statistiken anerkennen, aber sie blieben ohne juristische Konsequenzen. Gumbel schrieb auch für *Die Weltbühne*. Dort erfuhr Fechenbachs Zuchthausbericht *Im Haus der Freudlosen*, 1925 beim sozialdemokratischen Dietz-Verlag veröffentlicht, durch Gumbel eine sehr positive Besprechung, desgleichen durch den ebenfalls in der Menschenrechtsliga aktiven Carl von Ossietzky im *Tage-Buch*, hinter dem der Rowohlt-Verlag stand. Bei Rowohlt erschien etwas später eine Dokumentation des Fechenbach-Prozesses, die wiederum von Carl von Ossietzky am 2. Januar 1926 im haus-eigenen *Tage-Buch* rezensiert wurde. Rowohlt war ferner der Verleger Kurt Tucholskys, auch dieser war Mitglied der Menschenrechtsliga und vor allem der Starautor der *Weltbühne*, in der Felix Fechenbach – laut dem *Register sämtlicher Autoren und Beiträge* von Elmar Holly aus dem Jahr 1989 – von 1925 bis 1926 vier Texte zur Justizkritik veröffentlichte.

Institutionalisiert durch unter anderem die Deutsche Liga für Menschenrechte, durch *Die Weltbühne*, das *Tage-Buch* und bedingt auch durch den Rowohlt-Verlag arbeitete somit eine lose Gruppe von Publizisten und Kulturschaffenden an der Durchsetzung eines demokratischen Bewusstseins in Politik, Justiz und Gesellschaft. Man kooperierte, bezog sich in Rezensionen, Artikeln und eigenständigen Publikationen aufeinander und intervenierte öffentlich im Falle von Zensur und juristischer Verfolgung. Fechenbachs Artikel *Der Staatsanwalt und der Klapperstorch* etwa unterstützte mithilfe der Form der Rezension eine Kampagne gegen eine Zensurmaßnahme im Falle des Sexualwissenschaftlers Max Julius Hodann. Mit *Der Fall Wandt*, einem *Weltbühne*-Artikel über einen

Justizskandal, der dem seinen sehr ähnelt, agierte Fechenbach wiederum als Teil einer Kampagne. Beide Male war dies erfolgreich: Hodanns Werke erschienen weiter, und Heinrich Wandt wurde aus der Haft entlassen.

Felix Fechenbach gehörte diesem überparteilichen Netzwerk jedoch nur am Rande an, denn auf den genannten Umschlagplätzen für linksdemokratischen Geist verkehrten vornehmlich die selbstständigen, d.h. parteilich ungebundenen, Meister des publizistischen Handwerks. Felix Fechenbach indessen war ein erstklassiger Geselle. Daher bedurfte er der Bindung an einen verlässlicheren Betrieb, und dieser Betrieb war die SPD. Die unverbindlicheren überparteilichen Kontakte bestanden parallel, was in Einzelfällen der Parteidisziplin widersprach. Bei der 1928 unter einer sozialdemokratischen Regierung einsetzenden Debatte um die Baugenehmigung für den Panzerkreuzer A vertrat Fechenbach im *Vorwärts* die ablehnende Position der Deutschen Liga für Menschenrechte und der *Weltbühne*. Es folgte ein kurzer Konflikt mit der SPD, in dem er sich unter Verweis auf andere sozialdemokratische Aufrüstungsgegner behaupten konnte. Über den Journalismus hinaus bot die SPD für Fechenbach die Möglichkeit zum Engagement in der sozialistischen Jugendbewegung und der Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde, für die er selbstverfasste Puppenstücke aufführte.

Im Jahr 1929 verließ Felix Fechenbach Berlin und übernahm die Position des Chefredakteurs beim sozialdemokratischen *Volksblatt* im lippischen Detmold. Dadurch wurde seine Arbeit deutlicher die eines Parteijournalisten als in den Jahren zuvor. Das ergab sich nicht nur aus den Verpflichtungen gegenüber der SPD, sondern entsprach der Form, in der der Kampf zwischen Demokratie und Rechtsradikalismus in den folgenden Jahren geführt wurde. Hatte sich Fechenbach in Berlin mit Themen beschäftigt, die überparteilich verhandelt werden konnten, so spitzte sich die Frage nach der Zukunft der Republik in seiner Detmolder Zeit zu einer reinen Parteifrage zu:

Würde die NSDAP ihren Siegeszug fortsetzen, oder würde sie gestoppt werden?

Es gab Ansätze eines überparteilichen Umgangs mit dieser Frage. Carl von Ossietzky sprach sich für eine linke Einheitsfront aus. Im Juni 1932 plakatierte der Internationale Sozialistische Kampfbund in Berlin einen Aufruf mit dem Titel *Dringender Appell*, in dem ein „Zusammengehen der SPD und KPD für diesen Wahlkampf, [...] am besten in der Form gemeinsamer Kandidatenlisten“ propagiert wurde. Zu den 33 Unterzeichnern gehörten Albert Einstein, Emil Julius Gumbel, Ernst Toller und andere ehemalige Weggefährten Felix Fechenbachs. Derlei Appelle hatten keine politische Wirkung, zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten bestand längst grundsätzliche Feindschaft. Auch die Artikel Felix Fechenbachs enthalten zahlreiche Seitenhiebe gegen die KPD. Er setzte alles auf die SPD, den bedeutendsten Widerpart der NSDAP.

Die Konstellationen, unter denen sich Felix Fechenbach an diesem alles entscheidenden Parteienkampf beteiligte, verschlechterten sich in seiner Detmolder Zeit stetig. Bei der Reichstagswahl im September 1930 stieg die NSDAP von einer Splitterpartei mit vormals 2,6 Prozent zur zweitstärksten Fraktion im Parlament mit 18,3 Prozent der Stimmen auf; die SPD bekam 24,5 Prozent der Stimmen. Zwei Jahre später, bei der Reichstagswahl im Juli 1932, wurde die NSDAP mit 37,3 Prozent der Stimmen die stärkste Partei auf Reichsebene; die SPD bekam nur noch 21,6 Prozent. Das Wahlverhalten im Freistaat Lippe entsprach bei den Reichstagswahlen grundsätzlich der allgemeinen Tendenz, wobei die Stimmenanteile von NSDAP und SPD jeweils über dem Reichsdurchschnitt lagen. Im 1929 gewählten lippischen Landtag hingegen dominierte bis 1933 nach wie vor die SPD.

Die heiße Phase der letzten publizistischen Schlacht Fechenbachs begann im Vorfeld der schließlich verlorenen Juliwahlen 1932. Felix Fechenbach war in jenem Sommer verschiedentlich in Handgreiflichkeiten mit Nazis

verwickelt, radelte nur noch in Begleitung zu Wahlkampfveranstaltungen und besaß kurzzeitig einen Waffenschein. Zur Betonung der vehement antifaschistischen Haltung erschien das *Volksblatt* ab dem 4. Juli mit den drei diagonal nach links unten verlaufenden Pfeilen der Eisernen Front in der Titelzeile. Der sozialdemokratisch dominierte Kampfbund benutzte dieses Symbol als Gegenzeichen zum Hakenkreuz, sowie er dem Hitlergruss das mit gereckter Faust ausgerufene „Freiheit!“ entgegensetzte. Das *Volksblatt* bewarb am 4. Juli einen Fahrradwimpel mit dem Zeichen der Eisernen Front, am 5. Juli erläuterte Felix Fechenbach eine wirkungsvollere Anwendung der drei Pfeile im Kampf der politischen Symbole in seiner Kolumne *Nazi-Jüskén*.

Die *Nazi-Jüskén*-Kolumnen stechen unter den zahlreichen Artikeln Fechenbachs gegen die NSDAP besonders hervor. Sie erschienen seit dem Sommer 1932 in unregelmäßigen Abständen. Durchwoben von Tagesnachrichten, die die NSDAP betrafen, werden der Figur eines tumben SA-Mannes parodistische Kommentare in den Mund gelegt, durch die sich über die Monate zwei rote Fäden ziehen. Zum einen geht es immer wieder um Kontakte der NSDAP zur Industrie und Hochfinanz und um die Kooperation mit dem „Kabinett der Barone“ unter Franz von Papen. Die Hinweise auf die damit einhergehende Akzeptanz von Sozialsparmaßnahmen durch die NSDAP sollten die Selbstdarstellung der Nazis als soziale Partei untergraben. Zum anderen werden die Nationalsozialisten als angeberische Versager verspottet. Ihre öffentliche Dominanz im Lipperland entstehe lediglich durch das Herankarren auswärtiger Nationalsozialisten, und es gebe innerparteiliche Spannungen, finanzielle Probleme und Unregelmäßigkeiten in den Bilanzen der lippischen NSDAP, wovon Fechenbach durch bis heute unbekannte parteiinterne Informanten wusste.

1932 entwickelte sich tatsächlich zu einem relativen Krisenjahr für die NSDAP. Die Juliwahlen waren zunächst ein

weiterer großer Sieg, aber es kam daraufhin keine Regierung zustande. Außerdem hatten teure Wahlkämpfe die an sich prall gefüllte Parteikasse belastet, die Homosexualität des Obersten SA-Führers Ernst Röhm wurde von Teilen der Presse skandalisiert, und so sank bei den Neuwahlen im November 1932 der Stimmenanteil um 4,2 Prozent auf 33,1 Prozent, womit die NSDAP immer noch deutlich vor der SPD, die 20,4 Prozent erreichte, lag. Trotzdem veranlasste das vorübergehende Tief Felix Fechenbach und viele andere Antifaschisten zu Bekundungen zwischen Zweckoptimismus und blinder Hoffnung betreffs der Zukunft des Nationalsozialismus. Lion Feuchtwanger etwa ließ sich in Interviews während einer Reise durch England und die USA bereits zu dem Satz „Hitler is over!“ hinreißen.

Aber: „Hitler geht auf die Dörfer“, wie das dann zur Kompensation der Krise durchgeführte propagandistische Großprojekt im Lipperland zusammenfassend genannt wurde. Am 15. Januar 1933 wurde im Freistaat Lippe der Landtag gewählt. Im ganzen Land fanden Wahlkampfveranstaltungen mit ranghohen Nationalsozialisten statt; Joseph Goebbels sprach z.B. in Varenholz, einem kleinen Ort an der Weser. Über Auftritte Hitlers in Detmold und Bösingfeld und eine Veranstaltung Alfred Rosenbergs in Lemgo machte sich Felix Fechenbach in *Nazi-Jüsken* vom 14. Januar 1933, also einen Tag vor der Wahl, lustig. Jutta Ciolek-Kümper hat in ihrer Studie *Wahlkampf in Lippe* aus dem Jahr 1976 festgestellt, dass die NSDAP zwar 39,5 Prozent der Stimmen erringen konnte, die SPD lag bei 30,1 Prozent, dass die Landtagswahl aber gemessen am betriebenen Aufwand keinesfalls einen großen Erfolg der NS-Propaganda dargestellt habe. Trotzdem wurde sie reichsweit zur „Durchbruchsschlacht“ aufgebauscht und fungierte als Beleg der breiten Zustimmung Hitlers in der Bevölkerung. Am 30. Januar wurde er schließlich zum Reichskanzler ernannt.

Die lippische Landtagswahl war die letzte demokratische Wahl im gesamten Deutschen Reich vor der „Macht-

ergreifung“. Der Kandidat der SPD, Heinrich Drake, bot wenige Angriffspunkte für personenbezogene Propaganda. Er war seit 1918 kontinuierlich an der Regierung des Landes Lippe beteiligt und wurde als überparteilicher Landesvater wahrgenommen. Fechenbach jedoch fungierte für die Rechten auch in Detmold von Anfang an als Hassobjekt. Der in *Nazi-Jüskén* vom 14. Januar 1933 erwähnte NSDAP-Bezirksleiter Manfred Fuhrmann, der gegen Ende des Krisenjahres 1932 aus der Partei ausgeschieden war, sammelte seit 1930 gezielt Material gegen ihn. Jürgen Hartmann geht in einem Aufsatz über Fechenbach in der lippischen Geschichtszeitschrift *Rosenland* vom Oktober 2005 davon aus, dass Fuhrmann auch hinter einem Artikel Helmut Pommerenkes im nationalsozialistischen *Kurier* gestanden habe. In *Nazi-Jüskén* vom 5. Juli 1932 wird darauf eingegangen. Pommerenke hatte behauptet, Fechenbach habe die Erschießung der zehn Geiseln in München angeordnet; für diese Verleumdung wurde der nationalsozialistische Redakteur zu drei Monaten Haft verurteilt. Trotz dieser juristischen Genugtuung blieb Fechenbach die Zielscheibe wahnwitziger antisemitischer und antisozialistischer Attacken. Er konterte Tag für Tag, unter sowohl zeitlichem als auch emotionalem Hochdruck, wie dem teils fahrigem, teils fieberhaften Stil seines Leitartikels *Jagt den Nazi-Spuk zum Teufel!* aus der letzten Wahlkampfwoche anzumerken ist. Die dann folgende endgültige Niederlage seiner Partei steigerte seinen individuellen demokratischen Furor fast noch.

Felix Fechenbach stritt nach der Ernennung Hitlers weiter. Am 28. Februar 1933 veröffentlichte er seinen letzten Artikel, *Hochverrat*. Auf derselben Zeitungsseite wurde über den Reichstagsbrand in der Nacht zuvor und das Verbot von sozialdemokratischen Zeitungen in Preußen berichtet. Es war der Tag der Reichstagsbrandverordnung. Die Bürgerrechte wurden weitestgehend außer Kraft gesetzt. Eine Verhaftungswelle durchlief Deutschland. In *Hochverrat* prognostizierte Fechenbach korrekt, dass die KPD bei den

Reichstagswahlen am 5. März aus dem Parlament ausgeschlossen werde. In seiner Aufforderung an ihre Wähler, deswegen zur SPD zu wechseln, blitzt noch einmal der Wahlkämpfer durch. Er wusste jedoch, dass es nun nicht mehr um Parlamentsmandate ging. *Hochverrat* ist sein letztes Fanal für die Demokratie.

Am 11. März 1933 wurde Felix Fechenbach inhaftiert, am 7. August sollte er ins Konzentrationslager Dachau überführt werden. Auf dem Weg stoppte der Wagen in einem Waldstück in der Nähe von Scherfede zwischen Paderborn und Warburg; Fechenbach wurde nach der parteiinternen Quelle für *Nazi-Jüskén* gefragt, machte keine Aussage und wurde kurz darauf von lippischen SA- und SS-Leuten mit 20 Pistolenschüssen ermordet.

Frank Meier

Textnachweise

Fechenbach, Felix; *Über Kurt Eisner, Der Sturm auf den „Franzl“, Das Mädchen mit der roten Schärpe, Die königliche Unterhose, Die Ermordung Kurt Eisners, Sträfling Nr. 63, Zehn Jahre später, Der Krieg der Tiere, Revolution im Zoo, Wolf und Hund, Politische Justiz, Der Klapperstorch und der Staatsanwalt, Von Tür zu Tür, „Trink, Brüderlein, trink ...“, Im Keller der Entwurzelten, Die Toten klagen an, Kasperle im Asyl für Obdachlose, Genosse Kasperle, Kasperl als Lehrbub – Ein Puppenstück, Die schlesischen Weber einst und jetzt, Frauen in schwerer Zeit, Porkus und Lippe-Detmold – eine wunderschöne Stadt*; in: Victor, Walther (Hg.); Das Felix Fechenbach-Buch, Herausgegeben zu seinem Gedenken; Arbon (Schweiz) 1936; S. 41, 132-133, 128-130, 130-132, 123-125, 332-338, 221-226, 368-370, 357-358, 359-360, 236-241, 246-250, 297-303, 303-307, 311-315, 323-324, 376-379, 373-376, 379-388, 263-273, 318-323, 342-346, 283-288.

ders.; *Der Fall Wandt*; in: Die Weltbühne, Vollständiger Nachdruck der Jahrgänge 1918-1933, 22. Jahrgang, 1926; Königstein im Taunus 1978; S. 20-22.

ders.; *Die erste Nacht und Ausklang*; in: Flade, Roland (Hg.); Felix Fechenbach, Im Haus der Freudlosen, Als Justizopfer im Zuchthaus Ebrach; Würzburg 1993; S. 25-33, 123-128.

ders.; *Nazi-Jüskén vom 05. Juli 1932, Nazi-Jüskén vom 14. Januar 1933 und Hochverrat*; in: Steinbach, Peter (Hg.); „Das Schicksal hat bestimmt, daß ich hierbleibe“, Zur Erinnerung an Felix Fechenbach (1894-1933), Mit der Zusammenstellung der Artikel von „Nazi-Jüskén“; Berlin 1983; S. 74-77, 121-123, 65-66.

ders.; *Jagt den Nazi-Spuk zum Teufel!*; in: SPD-Lippe (Hg.); Volksblatt, Lippische Zeitung;; 14. Jg., Nr. 7, 09.01.1933; Detmold 1933; S. 1-2.

Graf, Oskar Maria; *In memoriam Felix Fechenbach*; in: Victor, Walther (Hg.); Das Felix Fechenbach-Buch, Herausgegeben zu seinem Gedenken; Arbon (Schweiz) 1936; S. 425-429.

Mann, Heinrich; *Zu diesen schönen Briefen*; in: Kempner, Robert M. W. (Hg.); Felix Fechenbach, Mein Herz schlägt weiter, Briefe aus der Schutzhaft; Passau 1987; S. 5-6.

NSDAP, Bezirk Lippe (Hg.); Fechenbach-Flugblatt; in: Ciolek-Kümper, Jutta; Wahlkampf in Lippe, Die Wahlkampfpropaganda der NSDAP zur Landtagswahl am 15. Januar 1933; München 1976; S. 367-368.

Ossietzky, Carl von; *Fechenbachs Zuchthausbuch*; in: Boldt, Werner/ Wagner, Frank D. (Hg.); Carl von Ossietzky, Sämtliche Schriften, Bd. III; Reinbek bei Hamburg 1994; S. 68-69.

Tucholsky, Kurt (Theobald Tiger); *Stimmen in der Nacht*; in: Die Weltbühne, Vollständiger Nachdruck der Jahrgänge 1918-1933, 20. Jahrgang, 1924; Königstein im Taunus 1978; S. 862.

Unbekannter Autor; *Bewegtes Straßenbild in Detmold*; in: Lippische Landeszeitung, Nr. 70, 12. 03. 1933; Detmold 1933.

Abbildungsnachweise

Das Porträt Felix Fechenbachs auf dem Buchumschlag und die Abbildungen auf den Seiten 7 und 40 stammen aus dem Landesarchiv NRW, Abteilung Ostwestfalen-Lippe, Detmold.

Die Reproduktion des *Volksblatts* vom 9. Januar 1933 auf dem Buchumschlag und die Reproduktion der *Lippischen Landeszeitung* vom 12. März 1933 auf Seite 130 stammen aus der Lippischen Landesbibliothek Detmold.